Briefe aus Berlin.

Geschrieben im Jahr 1832.

Sobald ich anfange, meine guten Berliner zu loben, so hat mein Ruhm bei ihnen ein Ende, und sie zucken die Achseln, und flüstern einander zu: Der Mensch wird sehr seicht; uns sogar lobt er. Keine Stadt hat innerlich weniger Lokalpatriotismus als Berlin.

H. Heine.

Zweiter Theil.

Hanau,
Verlag von Friedrich König.
1832.

Briefe aus Berlin.

Rede wahr, scheue Niemand!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

XVIII.

Die stehenden Heere sind der große Hanswurst, welcher zuckt und ficht, wenn ein kindischer Fürst am Fädchen zieht. Sie sind der Bandwurm, der sich in den Eingeweiden des Staats erzeugt hat, von dessen besten Säften sich nährt, und den Staat wie das Volksleben bleich und kränkelnd macht.

H. König.

In dem preußischen Heere haben in diesen Tagen viele und bedeutende Beförderungen Statt gefunden, jedoch der Größe der preußischen Armee angemessen. Die Klagen der Völker über große stehende Heere sind allgemein und laut. Das größte stehende Heer der Welt ist die Armee der Schufte. Ohne bestimmte äußere Zeichen und Farbe, hier mit dem Minister-Rocke bekleidet, dort mit Bettlerlumpen

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

behangen, haben sie nur durch den Schwur zur selben Fahne einen gemeinsamen Vereinigungspunkt, wiewohl jeder, gleich einem abgesonderten Corps, für sich manövrirt, auf besonderem Terrain, denselben Coup — wenn auch nach verschiedenem Plane und in verschiedener Weise, ausführend, z. B. gewisse Minister und Taschendiebe eine Attaque auf den Geldbeutel des Publikums, erstere offen, letztere heimlich.

Nach dieser Armee folgen die stehenden Militärheere. In unseren Tagen, wo sich die politischen Verhältnisse Europa's trotz aller Conferenzen und Protokolle tagtäglich mehr und mehr verwirren, und sich in einen Knoten schlingen, der ein gordischer Knoten zu werden droht, nicht aufzuknüpfen durch diplomatische Fingergewandtheit, einzig und allein lösbar durch das Schwert, sind die stehenden Heere ein nothwendiges Uebel und eine üble Nothwendigkeit. Preußens stehendes Heer ist nach dem Friedensfuße 120,000 Mann stark, und

zur Zeit mit den gegenwärtigen drohenden Zeitumständen, der Größe und Bedeutung dieser Staatsmacht und der militärischen Bewaffnung der übrigen größeren Staaten Europa's in gehörigem Verhältnisse vermehrt. In Kriegeszeit kommen die Kriegsreserve und die Landwehr des ersten Aufgebotes mit 230,000 Mann, und die des zweiten Aufgebotes mit 180,000 Mann hinzu, und eine Armee von 532,000 Mann — vom Feldwebel abwärts gerechnet — steht unter den Waffen.

Dieses bedeutende Heer wird befehligt von ungefähr 13,000 Officieren, worunter überhaupt 5300 bürgerlicher Herkunft, die übrige größere Zahl adligen Ursprungs ist. Anders ist das Verhältniß in dieser Beziehung unter den Officieren der verschiedenen Waffengattungen. Die Garden zählen die meisten Officiere von Adel, darnach die übrige Infanterie und Cavallerie. Im Officierkorps der Artillerie, wie unter den Ingenieur-Officieren, wo es auf wissenschaftliche Bildung und Kenntnisse an-

kommt, prädominirt der Adel nicht. Denn unter den 805 Artillerie-Officieren — auch der General-Lieutenant dieses Korps ist bürgerlichen Standes — zählt man nur 137 adlige, und unter den 282 Ingenieur- und Pionier-Officieren, an deren Spitze gleichfalls ein bürgerlicher General-Lieutenant steht, finden sich nur 65 Officiere adliger Abkunft.

Ueber die Verminderung der stehenden Heere in Friedenszeiten ist in Deutschland viel geschrieben, aber nichts gethan. Begnügen wir uns daher in Bezug auf Preußen mit obigen militairstatistischen Notizen. —

Preußen ist ein Militärstaat. Das ist die Stereotypphrase aller Statistiker, welche Einer dem Anderen gähnend nachschwatzt, unbekümmert um Wahrheit und Lüge. Ich behaupte: der preußische Staat ist ein Beamtenstaat, und trete mit diesem Satze als Reformator der Statistik des preußischen Staates auf, und will mir das Diplom eines Statistikers erfechten.

Das größte stehende Heer in Preußen ist das Beamtenheer, systematisch organisirt und tüchtig einexercirt im Federkamaschendienst, ein — wenn auch kriegswaffenloses, doch furchtbares Korps, gleich dem schwarzen Korps der Rache, glorreichen, aber schier verschollenen Andenkens, das keinen Pardon gab. Von dieser furchtbaren Macht der Beamtenarmee in Preußen, die ich früher nicht geahnt, setzte mich gestern eine officielle, jedem zugängige Quelle in Kenntniß. Es war das Handbuch über den preußischen Hof und Staat. Das Namensregister darin nimmt allein hundert Seiten ein, und zählt über 160,000 Namen. Und diese Zahl bilden nur die höheren Beamten. Die Zahl der Subaltern- und niedern Beamten des Staats ist unbedenklich eben so groß, oder vielmehr noch um die Hälfte größer, so daß die Gesammtzahl der Beamten Preussens gegen 400,000 Köpfe beträgt.

Es ist mithin — die Einwohnerzahl des ganzen Landes zu 14 Millionen angenommen,

der 35ste Einwohner ein Beamter. Der jährliche Papierbedarf — auf jeden Kopf das geringe Quantum von 2 Ries Papier angenommen — beträgt über 230 Millionen Ries Papier. Durch diese Kopfzahl und auf diesen Papierbogenmillionen wird der Unterthanen Wohl befördert, ihr Leben und Eigenthum gesichert, Bildung und Unterricht gefördert, Uebelthäter verurtheilt, Alles revidirt, superrevidirt, kontrollirt, dekretirt, expedirt, einregistrirt, mundirt, insinuirt, exekutirt, exmittirt u. s. w.

Die Reserve des Beamtenheeres bilden die Pensionaire und die Wartegeldsherren. Erstere ruhen aus von ihrer Arbeit; sie sind die Invaliden. Letztere sind todte, aber dennoch zehrende Staatsbeamte, die Vampyre an der großen Goldader des Staats, welchen bei hohem Wartegeld obliegt, zu faullenzen und sich die Zeit zu vertreiben mit Tabakrauchen und Spazierengehen. —

Genauer, wie Linné in seinem System Pflanzen, Thiere und Steine klassificirte, sind die Beamten in Klassen getheilt durch s. g. Rangordnungen. Die preußische Rangordnung ist mir noch unbekannt. Dagegen kenne ich die Kurhessische. Sie zählt acht Klassen, worin das ganze, zweibeinige Geschlecht der Besoldeten untergebracht ist. Sie gibt reichen Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen. Ich führe nur Einige an:

Die Hof-, Forst- und Jagdjunker stehen mit den Landrichtern, Kreis-, Kriegs- und Legationsräthen in einer (der 6ten) Klasse, der katholische Bischof in der ersten, der protestantische Generalsuperintendent in der sechsten, die katholischen Domkapitulare in der vierten, dagegen die protestantischen Consistorialräthe und Superintendenten mit den Stallmeistern und Forstjunkern in der sechsten. In der siebenten reihen sich friedlich nebeneinander die außerordentlichen Professoren, Hoflichtkämmerer, Küchenmeister, Leib-Büchsenspanner,

Silberdiener und Hoftapezirer, und in der achten Prediger und Hofmundköche, Referendare und Hofkonditoren, Gymnasiallehrer und Hof-Bratenmeister, Hofbackmeister, Wildpretmeister, Stallschreiber und Hofkiefermeister. —

Die Dienste und Verdienste der Beamten pflegt man in Deutschland auf die wohlfeilste Weise zu belohnen mit Orden und Titeln, und außerdem harrt ihrer noch — wenn sie es zu hohen Jahren bringen — eine besondere Anerkennung — die s. g. Dienst- und Amts-Jubelfeier. Die preußische Staatszeitung ließ sich's sonst angelegen seyn, umständliche Beschreibungen von dergleichen Jubelfesten, welche in Preußen Statt fanden, mitzutheilen. Seit meinem Aufenthalte in Berlin habe ich mich indeß vergeblich nach solch einem Berichte umgesehen, um so auffallender, als früherhin nach diesem Artikel starke Nachfrage, derselbe schier stereotyp und den Lesern zum Ekel geworden. Und jetzt ist gänzlicher Mangel daran. Seltsam! War's doch mindestens von

einigem Werth; denn gab's auch sonst wenig Jubel im Lande, so gab's doch als Surrogat etwas Dienstjubel. Und dieser schweigt nun gar auch? —

Doch — gut, daß er schweigt! Denn gibt's einen schlechteren, heisereren, tonloseren Jubel, als diesen Dienstjubel? Gibt's eine schlechtere, kältere, feierlosere Feier, als eine Dienst- und Amts-Jubelfeier? — Sie ist der Kehraus, getanzt um das offene Grab des Jubelgreises, der Schlußakkord der Lebens-Symphonie, ein lautes Memento mori bei Gesang und Becherklang, wobei dem armen Jubilarius angst und bange werden muß.

Und was bringt ein solches Fest? Wie wird es begangen? — Gehört der Jubelgreis zu den höheren Beamten, ist er z. B. ein Präsident, so gehen der Feier große Vorbereitungen vorher. Durch eine Subscription, woran alle untergeordneten Beamten — selbst diejenigen nicht ausgenommen, welche mit ihrem geringen Gehalte kaum ihre und der Ihrigen

Nothdurft zu befriedigen vermögen — Theil nehmen müssen, wird ein Fonds gebildet, den Hochwohlgeborenen Jubler zu ehren. Durch diese Kriegskontribution in Friedenszeiten ist die erforderliche Summe herbeigeschafft, Jeder hat eine Zwangs-Aktie genommen, Musik, Wein und Essen werden bestellt, Festgedichte geschwitzt und auf Seide gedruckt u. s. w.

Der Festtag bricht an. Er beginnt mit einem Morgenständchen unter dem Fenster des Schlafgemachs des noch schnarchenden Greises. Allenfalls ein Choral: Herr Gott dich loben wir, weckt den Armen aus dem wohlthätigen Morgenschlafe. Früher als sonst vom weichen, warmen Lager aufgestanden, vertauscht er alsbald Schlafrock und Pantoffeln mit seinem Fest-Rocke und seidenen Strümpfen, das Rathskollegium und seine Glückwünsche zu empfangen. Der älteste Rath figurirt als Redner; der Jubelgreis antwortet mit bebender Stimme und Thränen im Auge, und die Glückwünschenden entfernen sich, den Referendarien und

Subalternen Platz zu machen. Der Mittag naht. Der verehrte Greis wird von einer Deputation zum Mahle, dem Asyle deutscher Lust, geholt. Die Mahlzeit beginnt. Nach der Suppe wird dem alten Herrn der angekommene Orden umgehangen: Beglückwünschungen, Jubel, guter Appetit, tüchtiger Durst, jeden Augenblick Gläserklingen und Toast's bis zur Abenddämmerung, wo der Ball beginnt, den der Greis eröffnet, um Mitternacht verläßt, um sich niederzulegen, während die Jungen jubeln, trinken und tanzen bis zum Morgenruf des Hahns.

Ich wohnte einst der 50jährigen Jubelfeier eines Schulmeisters in einem kleinen Städtchen bei. Die Schuljugend begann den Festtag mit Absingen eines alten Kirchenliedes vor der Hausthür des Meisters. Sämmtliche Honoratioren, Pfarrer und Bürgermeister an der Spitze, schenkten glückwünschend einen gewaltigen Lehnsessel. Die männliche Schuljugend brachte einen Maserpfeifenkopf und eine Fuß-

bank, die weibliche hatte ein Dutzend Schlafmützen gefertigt: Die Junggesellen der Stadt weihten einen Schlafrock, die Mädchen ein Paar gestickter Pantoffeln — Alles so handgreiflich anspielende Jubelfestgeschenke, auf Schlaf, Ruhe — Grabesruhe deutend, daß dem Armen aller Jubel hätte vergehen müssen bei dieser Feier der goldenen Hochzeit mit seinem Amte, unter dessen schwerer Last er ein halbes Jahrhundert lang gestöhnt, und im heißen Schweiße seines Angesichtes sein tägliches Brod erworben hatte. — Und obenein noch ein Gedicht von den Schulmeistern der Nachbarstadt mit dem Schlußverse:

Hier Hand und Herz! — Dein Alter sey
voll Wonne,
Und lieblich säus'le Dir ein linder West!
Und sinkt sie einst, nach Jahren, Deine
Sonne, —
Dann wache auf zum schönern Jubelfest!

Und noch im selben Jahre wachte er auf zum schönern Jubelfeste.

„Lieber eine alte Maus seyn, als so ein Jubelgreis!

Wozu Amts- und Dienstjubelfeste? — Der kleinste Theil der Verdienste, die man dadurch ehren will, kommt auf Rechnung des Gefeierten selbst. Der Zufall hat ihm eine längere Lebensdauer verliehen, als der Mehrzahl beschieden wird. Und was er gethan und gewirkt in dieser langen, wenigen und selten gewährten Frist, war nichts, als Erfüllung seiner Pflicht, die ihm oblag.

Aber Anerkennung der Verdienste um's Vaterland — höre ich einwenden. Ein Gerichtsbote trug 50 Lebensjahre hindurch Akten, und sein Jubel-Ehrentag wurde gefeiert. Ein Gerichtsbote — und Verdienste um's Vaterland! — Ist's mit Vielen anders? —

Die heutige Staatszeitung enthält gerade — ich möchte sagen — sympathisirend mit meinem Briefe — als größte Neuigkeit aus dem „Inlande" die Mittheilung: daß ein Berliner

Universitätspedell am 8ten April seine 50jährige Dienstfeier begangen, das allgemeine Ehrenzeichen und den Titel Oberpedell erhalten habe. Es lebe der Oberpedell!

XIX.

> In solch einer Universitätsstadt ist ein beständiges Kommen und Abgehen; alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration; das ist ein ewiger Menschenstrom, wo eine Semesterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Professoren bleiben stehen in dieser allgemeinen Bewegung, unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Egyptens — nur daß in diesen Universitätspyramiden nicht immer Weisheit verborgen ist.
>
> H. Heine.

Das Königlich-Sächsische Ministerium des öffentlichen Unterrichts hat eine Verfügung an die Universität zu Leipzig erlassen, worin die Professoren angewiesen werden, ihre Vorlesungen so einzurichten, daß in jedem Halbjahre alle Hauptkollegien öffentlich vorgetragen werden, da bisher das Nothwendige privatim, d. h. gegen Honorar, und nur minder Wichtiges öffentlich und unentgeldlich gelesen worden.

Eine weise, landesväterliche Verordnung, würdig, für alle deutschen Universitäten anwendbar erklärt zu werden. Zwar werden die Universitätslehrer Zeter und Wehe schreien, lamentiren, suppliciren, remonstriren und deduciren in weitläufigdeutschen, wiederholten Petitionen an Fürsten und Landstände: man thäte Abbruch ihren wohlerworbenen Rechten, ihren verjährten Ansprüchen. Aber soll der Einzelne mehr gelten, als Alle? Soll er sich nicht fügen, wenn es das Wohl des Ganzen gilt? —

Die Besoldung der Professoren ist nach demselben Maßstabe, wornach die Dienste der ihnen im Range gleichstehenden Staatsbeamten renumerirt werden, bestimmt, und gewährt ihnen gehörige Subsistenz. Für dieses Gehalt leisten sie aber gar nichts; denn die unentgeldlichen, öffentlichen Vorlesungen von einer, höchstens zwei Stunden in der Woche, wovon noch die Hälfte durch Verhinderungen, Unpäßlichkeiten aller Art verschlungen wird, sind

zu unbedeutend, um nur in Betracht kommen zu können. Es sind Lückenbüßer-Vorlesungen, wobei Niemand verliert, wenn er sie nicht hört, vielmehr gewinnt, nämlich Zeit, welche zu Besserem angewandt werden kann. Dagegen werden alle besseren und nothwendigen Hauptvorlesungen gegen Entrichtung hohen Honorars gelesen, was man seltsamer Weise privatim heißt. Und dadurch steigert sich die jährliche Einnahme derjenigen Universitätslehrer, welche diese Hauptkollegien usurpirt haben, oder dafür angestellt sind, z. B. der Pandektenlehrer zu den enormsten Summen bis zu 6000 Thlr. —

Ueberhaupt bedürfen unsere Universitäten, welche sich frei von Makeln und Mängeln rühmen, einer totalen Reform. Man halte ihnen nur einen Hohlspiegel — wenn auch nicht den englischen Rasierspiegel des Professors Schütz — vor, damit sie schauen, wie viele Warzen, Leberflecken, Pöckchen und Geschwürchen sie verunzieren, die alle ausgemerzt und vertrieben werden müssen.

Hauptsächlich richte man bei dieser Reform das Hauptaugenmerk auf die großen Ferien, sie verschlingen fast ein Drittel des ganzen Jahres; auf eine bessere Controlle der Professoren in amtlicher und sittlicher Hinsicht; auf die zahllosen Unpäßlichkeiten und eingetretenen Hindernisse, welche hier noch häufiger vorkommen, als bei Opernsängerinnen und Schauspielern, und viele Vorlesungen wegraffen; ferner auf den Amts- und Brodneid und die Honorarsmißgunst, welche unter ihnen gleich einer Epidemie grassiren, und denen die sächsische Verordnung ein Ziel setzt; vor allem sey man auf die Entfernung solcher Lehrer bedacht, deren Grundsätze, Lehren und Tendenz abgeschmackt und verderblich sind, sowohl für die Wissenschaft als das Leben, namentlich der Träumer, Kopfhänger, Mystiker, Proselytenwerber, Convertiten, Enthusiasten. Nicht minder kontrollire man die Universitätsblätter, die s. g. Literaturzeitungen,

wissenschaftliche Zeitschriften, kritische Jahrbücher, damit sich die Wissenschaft nicht zur Milchkuh erniedrige, und die Kritik würdig und unpartheiisch gehandhabt werde.

Aber auch den Studirenden widme man gleiche Aufmerksamkeit, besonders ihrem äußeren Leben und Streben. Wie Mancher, der auf der Universität den Grund zu seinem künftigen Lebensglücke legen soll, kehrt moralisch und wissenschaftlich verderbt zurück. Der s. g. akademischen Freiheit — was ist sie anders, als ein schnell erlöschender Sternschnuppen — lege man Zügel an. Man wehre vor allem den häufigen Ausbrüchen roher, wahrhaft viehischer Lust, die Leib und Geist verderben, achte auf Zucht und Ordnung, setze eine strenge, ernste, achtbare Universitätspolizei ein, statt jener lächerlichen Häscher und hölzernen Späher, suche die schroffe Scheidewand zwischen Burschen und Philister zu heben, Theilnahme der Studenten am Familienleben der Bürger und eine Annäherung Beider zu bewirken.

Gerade durch die schier auf allen Universitäten mehr oder minder herrschende Beschränktheit auf sich selbst und die Studentenwelt allein verliert der Jüngling. Sein Leben und Streben wird einseitig und einförmig, und überdrüssig dieses ewigen, starren Einerlei wirft er sich verderblichen Zerstreuungen jeder Art in die Arme. Man verbanne vorzugsweise das gefährliche Spiel der Duelle, diesen, Deutschlands Universitäten allein anklebenden Schandfleck, ganz und gar, wobei Gesundheit und Leben auf's Spiel gesetzt werden um — Nichts. Denn die s. g. Studentenehre, leicht verletzbar und empfindlich, wie die Sinnpflanze, ist nichts anders, als ein eitler, alberner Popanz.

Durch eine Reform, welche auf obige Punkte Rücksicht nimmt, werden unsere Universitäten ein besseres, würdevolleres, blühenderes Ansehen gewinnen. Dann werden verschwinden Göttingens altväterische, hagere, nasenrümpfende Ultraphysiognomie sammt seinen steifen, pedantischen „Gelehrten Anzeigen",

seinen Grafentischen und seiner Sittenverderbtheit, Berlins eingebildete, sich selbst preisende, gewichtige Ueberlegenheit, nebst seinen vornehmen Manieren und Hegel'schen Jahrbüchern, Bonn's ekler Professoren-Brodneid und proselytische Mystik, sammt seiner, der Intoleranz huldigenden, katholisch-theologischen Zeitschrift, Halle's innere, rationalistisch-pietistische Spaltung, Jena's Unbedeutenheit sammt seiner geldwuchernden Kritik und Literaturzeitungs-Niederträchtigkeit, Münchens schroff und buntgemischte Heterogenität, Leipzigs Freiheitsfiktion und Ideenpseudoliberalismus. Ein freieres, allseitiges Streben, wie in Breslau, Freiburg und Heidelberg, wird sich dann überall kund thun. Von allen jenen Flecken und Makeln gesäubert wird die Sonne der Wissenschaft hell und glänzend aufgehen über Deutschland, eine segenbringende Schöpferin eines schöneren Tages gedeihlicher Bildung und wahrer Aufklärung! —

Göttingen's Blüthenzeit und Glanzperiode, welche mit der Puderzeit und Perückenperiode zusammenfiel, ist längst dahin. Es gleicht heut zu Tage einem heruntergekommenen Wirthe, der das alte, berühmte Wirthshausschild noch immer als Köder für die Gäste über der Thür aushängen hat, wiewohl der alte gute Wein längst ausgelaufen ist, und die Fässer mit Krätzer wieder gefüllt sind.

Die Universität Bonn gleicht einem Handlungshause, welches große Verluste erlitten. Die alten Hauptmitglieder der Compagnie sind theils ausgetreten, (Mittermaier, Welker, v. Walther), theils gestorben (Hasse, Niebuhr, Hermes). Dadurch ist ein bedeutendes Einlegekapital aus der Handlung verschwunden, der Credit des Hauses bedeutend gefallen, und seine Anweisungen und Papiere gesunken. Die Handlungsdiener, Comptoristen und Musterreiter des Hauses wollten das Geschäft unter der alten Firma auf eigene Rechnung fortsetzen; allein Mangel an Fonds,

Neid und Zank zersprengten die Compagnie, und jeder hat jetzt sein eigenes Handlungshäuschen mit geringen Fonds etablirt, und schachert und wuchert für eigene Rechnung.

Halle gleicht einer schlechten Ehe- und Haushaltung, wo Mann und Weib sich weidlich prügeln und mit Maulschellen und Ohrfeigen regaliren. Das Weib eilt heulend und klagend auf die Straße, ruft Polizei und Gericht zu Hülfe, welche aber keinen Grund gefunden, die Ehe zu scheiden; drum beißen und kratzen sich Hund und Katze in denselben vier Mauern nach wie vor.

München gleicht dem Sammelplatze einer geschlagenen Armee, wo Flüchtlinge und Ausreißer von allen literarischen Waffengattungen zusammengelaufen ein Corps bilden, ähnlich der früheren deutschen Reichsarmee. Zur Zeit nimmt man Bedacht, mehrere Glieder zu entfernen und in andere Universitätskorps zu stecken.

Auf der Leipziger Universitätsmesse herrscht gewaltiges Leben. Es wimmelt von

Ideenkrebsen, wie auf der Buchhändlermesse von Bücherkrebsen. Der maulgewaltige Usurpator erlag auf dem literarischen Schlachtfelde Leipzigs nach einem langen Streite von drei Jahrzehnden, wie Napoleon nach dreitägigem Kampfe erliegen mußte.

Jena gleicht einem, auf halben Sold gesetzten General, der mit Literatur und Kritik schachert und wuchert, gleich einem Roßtäuscher, als wären's Pferde, womit er täuscht, um's Geld.

Die hiesige (Berliner) Universität gleicht einem en gros Geschäfft, welches die heterogensten, flüssigen Artikel führt, nebenbei eine Schenke nnd Marketenderei von Berliner Fusel hält — —

Wien und Prag — afrikanische Steppen — hie und da einige freundlich-grünende Oasen — Kameele — gleich raublustigen Arabern — Klapperschlangen — —

XX.

Was gibts Neues? — Ohne diese Frage wäre das Leben kalt und leer wie das Dachstübchen eines armen Teufels, öde wie die Lüneburger Haide, unerquicklich wie eine Spitalsuppe — ein endloser Gedankenstrich vom ersten bis zum letzten Stündlein.

Unsere Zeit ist ein Crösus — wenn auch nicht an Schätzen, doch an neuen Erscheinungen und Begebnissen, und jede Woche — ja jeder Tag ist der Geburtstag eines Ereignisses von Interesse, wiewohl der hiesige Freimüthige kürzlich unter der Rubrik: Berliner Conversation auftischte:

„In dieser Woche wurde nichts von Interesse gesprochen.“

Der Himmel mag wissen, was für diesen freimüthigen Berliner von Interesse ist. Ich

behaupte: Ein Platzregen der heterogensten Novitäten stürzt fortwährend herab. Wohin sich retten? Wo beginnen? Wie das Wasser, die zahllosen Tropfen abschütteln? Drum frisch nur den Mantel gerüttelt! Die Tropfen werden schon fallen. —

In diesen Tagen — laß mich mit dem Wichtigsten beginnen — ist hier in Berlin ein Werk dem Federkiel entsprungen — ich wollte sagen — entflossen, von dessen Folgen ich zwei Bände Briefe allein füllen könnte. Ich meine den Entwurf zu einem neuen deutschen Bundes-Preßgesetz, welches — wie man sagt — siebenundsiebenzig geschriebene Bogen stark, seine Reise nach Frankfurt unverzüglich antreten wird. Man übersehe dabei nicht die ominöse Zahl 77. Der ganze Bundestag in corpore harrt bereits des Ankömmlings. —

Wie wird man in Deutschland den Ankömmling späterhin, wenn er eingebürgert werden soll, empfangen? — In . . . . . . ohne Zweifel durch Ehrenpforten in schwarzem Frack,

weißen Handschuhen und chapeau-bas, im Hintergrunde Illumination, in ..... im Schlafrock und Pantoffeln. — Seltsam — viel große Herren lieben Druck und Pressen, und sind damit freigebig, wahre Freiherrn, vom Notendruck bis zum Volksdruck, vom Citronenpressen bis zum Matrosen- und Rekrutenpressen. Aber sie hassen Letterndruck und Bücherpressen, fürchten sie gar mehr als den Leibhaftigen. Zu bedauern ist, daß der große Berliner Censor, der selige Grano, der Robespierre der preußischen Censur, der mit seinem Gänsefederquillotinchen unbarmherzig schaltete, nicht mitgefördert hat am großen Censurwerke, welches auf's neue als officieller Ausspruch der Unfähigkeit des deutschen Volkes, eine Freiheit zu genießen, deren Besitzes sich Franzosen und Britten längst erfreuen, dastehen wird.

Der Petersburger Buchhändler Smirdin hat am 2. May dieses Jahres die Eröffnung seines neuen prächtigen Lokals mit einem glänzenden Gastmale geschmückt, zu welchem 120 russi-

sche Schriftsteller geladen waren. Echt russisch ward bei diesem russischen Schriftsteller-Bruder- und Liebesmale der erste Toast dem Kaiser als „Stifter des heilsamen Censurreglements" gebracht.

Auch in Deutschland gibt sich ein rastloses, unermüdliches Streben nach diesem herrlichen Titel kund. Viele treue Diener haben schon den Lorbeerkranz dafür errungen; man will — wie es scheint — nach dem Besitz des ganzen Lorbeerbaumes dieses Censurruhmes streben, und ihn als Monopol in Anspruch nehmen. Gelingt es, so bleibt den Poeten für ihre Gedichte, den Köchen für ihre Gerichte kein Blättchen.

Die Braunschweiger Censur hat sich in diesen Tagen des philosophischen Doktorhutes würdig gezeigt, und verdient ihn honoris causa. Wird die Universität zu Helmstadt dereinst wieder als Landesuniversität zu Ehren und Würden kommen, so verdient sie — die Braunschweiger Censur nemlich — wegen ihrer logischen Consequenz als Professorin den Lehrstuhl

der Logik einzunehmen. Eine neue frische Verordnung verbietet die Freiburger Zeitschrift, den Freisinnigen, weil es „mit der bestehenden Gesetzgebung, welche die Censur der Druckschriften vorschreibt, unverträglich sey, daß eine ohne vorgängige Censur erscheinende Zeitung in Braunschweig zugelassen werde.“ Nichts desto weniger werden alle ohne Censur erscheinenden französischen und englischen Blätter und Zeitungen in Braunschweig zugelassen. Seltsam! — Doch wer wollte dergleichen deutsche Seltsamkeiten heut zu Tage seltsam finden! —

Seit Kurzem zählt Preußen zwei bürgerliche Minister — ein schönes, erfreuliches Zeichen des Strebens nach dem Besseren, der Anerkennung wahrer Verdienste, während man in fast allen deutschen Staaten sich noch nicht losgesagt hat von dem alten, erbärmlichen Vorurtheil, und Ministerstellen noch zu den ausschließlichen Prärogativen des Adels gehören. Die bürgerlichen Namen Maaßen und Mühler bürgen für des Königs Adel,

während man in Baiern viel Gewicht auf die Ernennung des Finanzministers von Mieg als ersten protestantischen Ministers Baierns legt, drob Görres und das ganze lichtscheue Uhugeschlecht krächzen vor Ingrimm. Bei ihnen ist durch diese Ministerbestallung der Cours der bairischen Kabinetspapiere gesunken, während die Scheine über die neue Anleihe des Pabstes bei den Gläubigen Credit finden, weil auf den Zinskoupons neben den Zinsen den Inhabern auch noch Ablaß versprochen seyn soll. —

Die vertriebene Herzogin von Berry hegt eine heroische, kühne Amazonenhoffnung, von welcher die männlichen Glieder der Bourbonschen Königsfamilie sich nichts träumen lassen. Sie hat nemlich ihr Logenabonnement im Theater Gymnase zu Paris für dieses Jahr erneuert, in der Hoffnung, im Laufe desselben wieder den Vorstellungen darin beizuwohnen.

Während der Wiener Dichter Grillparzer vom Hofkoncipisten zum Archivdirektor avancirt, zeigt der Dr. Karl Witte zu

Breslau, das frühe Wunderkind, sein Avancement vom ledigen Junggesellen zum frohseligen Bräutigam an. Die Zeit wird lehren, ob er auch ein Wunder-Ehemann wird.

Während die katholische Gemeinde Karlsfeld bei München, der Professor der katholischen Kirchengeschichte, Freiherr von Reichlin zu Freiburg und ein katholischer Pfarrer in der Nähe von Heidelberg sich der protestantischen Kirche angeschlossen, gaben die S. Simonisten in Paris einen Ball, worauf sich eine Menge schöner, artiger Anhängerinnen S. Simon's eingefunden. Ein gläubiger Ball, ein lustiger Glaube! —

Ich meldete im vierten Briefe von einer Aufforderung an Börne, sein früheres Amt in Frankfurt wieder anzutreten. Sie ist — wie ich voraussagte — erfolglos geblieben. Jetzt hat der Senat der s. g. freien Stadt Frankfurt Börne aufgefordert, seine Frankfurter Pension auch in Frankfurt zu verzehren. Da Börne dem Frankfurter Residenten mit Umgehung aller gewöhnlichen Formeln den Empfang dieser Auf-

forderung angezeigt hat, so wird man seine Pension einziehen, wodurch des Frankfurter Freistaates Ausgabe um einige hundert Gulden geringer wird. Gott erhalte den hochweisen Senat in seiner Hochweisheit, und segne seinen Finanzetat durch die eingezogene Börnesche Pension! —

Ich schließe mit einigen Berliner Novitäten:

Der alte Hagestolz und Breslauer Troubadour, Karl Schall, hat im Freimüthigen die Unversehrtheit des Jungfernhäutchen des Fräuleins Ophelia Polonius (in Shakespeare's Hamlet) weit und breit mit bewunderungswürdiger Gründlichkeit und citatengespicktem dramaturgischem Scharfsinn verfochten. Himmlische Geduld des Berliner Papiers! Göttliche Kunst deutscher Dramaturgen! Spinnt und strickt lieber, ihr deutschen Federhelden, und laßt die Jungfernhäutchen ungeschoren!

Der Schlafrockfabrikant Schmidt zu Berlin hat von des Prinzen Albrecht K. Hoheit für bewiesene Geschicklichkeit bei Anfer-

tigung von Schlafröcken das Prädikat eines Hoflieferanten erhalten. —

Wiewohl es bürgerliche Dramen und Trauerspiele im Berliner Leben genug gibt, hat dennoch Karl von Holtei: Ein Trauerspiel in Berlin, bürgerliches Drama in 3 Akten in diesen Tagen auf die Bühne gebracht. — Recht so! Fördert am großen Werke! —

XXI.

Als Karl XII. in Bender war, legte ihm sein Günstling und Schatzmeister Gruithusen eine Rechnung von 50,000 Thaler vor, die in zwei Zeilen und folgenden Worten abgefaßt war: „10,000 Thaler auf Befehl S. Majestät den Schweden und Janitscharen gegeben, und den Rest von mir durchgebracht."

Das ist aufrichtig — sagte der König, und so liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen. —

Unsere heutigen Finanzminister werden diese Anekdote nicht ohne Seufzen lesen können, und ohne mit nassen Augen auszurufen: Ach, die schöne, alte Zeit!

Unsere großen Rechenmeister, die gewaltigen Adam Riese's der Staaten — ich meine die Finanzminister — sind stark beschäftigt. Die Arbeiten wachsen ihnen schier über den Kopf. Sie sind froh, wenn sie die schweren, ihnen zuletzt aufgegebenen Rechenexempel gelöset haben. Der geachtete Finanzminister Preußens

hat sein Rechenbuch fertig. Die Exempel sind gelöst, die Probe ist darauf gemacht; Alles stimmt auf Silbergroschen und Pfenninge. Die Censur hat das Imprimatur nicht verweigert. Der Finanzetat für das gegenwärtige Jahr, die Uebersicht der Einnahme und Ausgabe des preußischen Staats liegt gedruckt vor mir.

Zur Verwunderung Vieler spricht man hier viel davon und darüber. Mehr als der vorige Finanzetat setzt er die Berliner Zungen in Bewegung. Man sollte glauben, die Berliner würden mündig. Sie haben in der letzten Zeit mehr als vom Theater, den Entrechats und Trikothosen der Elsler, und den Bravourpartieen der Schätzel gehört. Sie hörten und lasen u. a. von der Civilliste deutscher Fürsten, und wie die Landstände, z. B. die bairischen, sich zu Censoren der Civilliste ihres Königs aufwarfen, d. h. daran strichen — eine Volkscensur in einem Lande mit Staatscensur. Es gelüstet ihnen vielleicht, ein Gleiches zu thun;

und sie suchen im Finanzetat nach der Civilliste ihres Königs, aber vergeblich. Sie finden nur, daß von einem „dem Kronfideikommiß vorbehaltenen Revenüenantheil aus den Domainen und Forsten" die Rede ist, ohne daß sich eine Angabe des Betrages dieses Antheils findet.

Das ist ihnen nicht recht, und darüber murren sie, aber ganz allerunterthänigst, und meinen allergehorsamst, es wäre doch hübsch, wenn sie — auch ohne Landstände — doch Schwarz auf Weiß lesen könnten, auf wie hoch die Civilliste des Königs sich belaufe. Sie stellen Betrachtungen über den Finanzetat an — wenn auch minder gediegene als Lichtenberg über die Schwänze — freuen sich, daß sich die Einnahme in Vergleich mit den vorhergehenden Jahren um 491000 Thaler vermehrt hat, wenn gleich ihr Geldbeutel mit dazu beigesteuert hat, erschrecken aber, daß sich auch die Ausgabe um ebensoviel vergrößerte, und Beide auf Silbergroschen und Pfenninge wiederum stimmen. Die

Domainen haben sich gemindert; denn die Domainenrevenüen sind um 244,000 Thaler geringer geworden. Die Post hat denselben Ueberschußbetrag wie früher. Die Bergwerke, Hütten und Salinen sammt der Berliner Porzellanmanufaktur werfen 300,000 Thaler, die Lotterie 110,000 Thaler weniger ab, wogegen das Salzmonopol 440,000 Thaler mehr einbringt, und die Revenüenüberschüsse des Fürstenthums Neuchatel dieselben geblieben sind. Die Grundsteuer beträgt mehr als 933,000, die Klassensteuer 40,000, die Gewerbesteuer 194,000, die indirekten Steuern über 700,000 Thaler.

Die Ausgaben stimmen, wie bemerkt, mit der Einnahme. Die Zinsen der Staats- und Provinzialschulden haben sich um 224,000 Thaler vermindert, wogegen zur Schuldentilgung 177,000 Thaler mehr bestimmt sind. Der Himmel hat so viele alte Pensionärs zu sich genommen, daß der Pensionenbetrag um 271,000 Thaler minder sich darstellt. Der Bedarf des geheimen Kabinets, des Staatsministerii und ei-

niger anderen höchsten Behörden hat sich um 10,000 Thaler gemehrt; der des Kriegsministerii ist von 22 Millionen 165,000 auf 22 Mill. 798,000 gestiegen. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten behielt die ihm angewiesenen 586,000 Thaler; das Justizministerium erhielt einen Mehrbetrag von 37000 Thaler, das Finanzministerium 9000 Thaler weniger u. s. w. Kurz es werden vereinnahmt 51 Millionen 287,000 Thaler und ebensoviel verausgabt, mithin beträgt der Ueberschuß — 0. —

Wechsel gefällt. — Ich schließe drum nach diesen Finanznotizen mit einem Postskript über einige neue politisch-ästhetisch-poetisch-patriotische gereimte Ungereimtheiten, über einige Ausbrüche preußischer patriotischer Poesie.

Längst vermodert ist der alte, preußische, poetische Patriot, Vater Gleim; längst vergessen sind seine patriotischen Poesieen, die wakkeren, kräftigen Grenadierlieder. Lange nach ihm fuhr der Patriotismus wie ein Blitz einmal wieder in den deutschen Dichterwald, und alle

Sängervögel — von der Nachtigall bis zum Gimpel — begannen sich zu regen, zu pfeifen und zu singen von — deutscher Freiheit und germanischem Vaterland, von dem Ungeheuer Bonaparte, von Franzosendruck u. dergl. Dingen. Die Zeit ist auch dahin geschwunden samt dem Singsang, der Freiheit und den Franzosen; wir haben sie vergessen; nur mit dem Druck haben wir noch unsere liebe Noth, besonders mit dem Druck, den der deutsche Guttenberg erfunden.

Und abermals regt sich der Patriotismus in diesen Tagen — in Preußen, und zwar in dem Lande der geräucherten Gänsebrüste, Pommern. Preußenlieder *) schnattert die pommersche Dichtergans. Laut, wie einst ihre Ahnen auf Rom's Capitol, predigt sie einen Schutzsermon wider etwaige Anfeindungen, und läßt sich u. a. also vernehmen:

*) Preußenlieder von Otto von Deppen 1832. Der Verfasser heißt eigentlich Straß und ist O. Lgerichts-Assessor.

„Ich habe nie zu verkennen vermogt, daß Preußen hoch, unendlich hoch dasteht vor allen Ländern der Welt, kein einziges ausgenommen. Zwar fehlt uns eine Constitution und somit, wie Viele meinen, eine feste Basis unseres Glücks. Aber so lange unser theurer König lebt, ist sein rechtlicher Charakter, sein milder Sinn uns die beste Constitution, und sein Nachfolger wird weise genug seyn, in jeder Beziehung ihm ähnlich zu handeln."

Und dann singt die pommersche patriotische Muse:

Freiheit, die göttliche, kennen wir gut,
Haben erkauft sie mit theuerstem Blut;
Wollen sie schützen und treu ihr seyn:
Nicht aus der Fremde kommt sie herein.

Ferner:

Freie Rede — sie ist nicht entflohn,
Kühn darf sie nahen des Herrschers Thron

Nur dem entarteten wilden Geschrei
Läßt man die Presse, die mächt'ge, nicht frei.

Und:

Vor allen Formen im Regieren
Da lob' ich mir die Monarchie.
Wie auch die Leutchen raisonniren
Im Dünkel der Philosophie.

Ein Lied beginnt: Constitution ist ein herrliches Ding u. s. w.

Es gibt viel herrliche Dinge: Pommersch Bier ist ein herrliches Ding, auch pommersche Gänsebrüste gehören dazu; aber pommerscher Patriotismus und solche Preußenlieder sind aller Herrlichkeit Ende.

XXII.

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sey in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kennten, oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längeren Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken im Rockärmel wegzubringen, studiren sie die Chemie vorher, und studiren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen Recht; aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus Allem Papier.

Börne.

Klagen über Mangel und überall Klagen über Mangel! Sie sind heut zu Tage das Morgengebet und der Abendsegen, das Frühroths-Geseufze und das Abenddämmerungs-Gestöhn Deutschlands — ja der ganzen Welt. Ein Jammer- und Klagehaus — nichts anders ist die Welt, nur nicht die Papier- und

Druckwelt, besonders die deutsche; darin fließt's über von Ueberfluß. Deß Zeuge ist das Buch der Bücher, der Leipziger Meßkatalog. Nicht genug, daß er um Michaelis regelmäßig, stark und beleibt, wie immer, erschiene; es ist sogar ein Nachtrag zu diesem Michaelismeßkatalog ausgegeben, wiewohl Ostern und der Ostermeßkatalog vor der Thür schon anklopfend harren. Fürwahr der Tarantelstich der Schreibewuth hat die Füße der sitzenden Deutschen zum Tanze begeistert, und das nicht zum Vortheil des Lesepublikums; denn im gemeinen Leben — sagt Jean Paul — bedeutet das Springen der Esel schlechtes Wetter. —

Ein Nachtrag zum deutschen Meßkatalog! Ein neues Phänomen am literarischen Himmel, ein Komet, der zum erstenmal erscheint, dessen Lauf unbekannt, dessen Bahn noch nicht gemessen ist. Ein Komet o h n e Kern, nur eitler Dunst und Schein.

Auffallen muß die große Zahl der pseudonymen Schriften in Deutschland, deren auch

dieser nachhinkende Meßkatalogs-Böte viele bringt. Keine Literatur irgend eines Volkes macht unserm Vaterlande den Vorrang hierin streitig; denn kein Volk hat eine deutsche Affennatur, die gleich Alles kopirt, was sie sieht. Wenn die Worte Erasmus, des bekannten Apologeten des Esels: in jedem Planetensystem gibt es einen für die Narren bestimmten Ort, wahr sind, so unterliegt es keinem Bedenken, daß die Erde das Narrenhaus unseres Universums, und Deutschland die Narren-Universität ist. Mit voller Muße und akademischer Freiheit studirt man hier das Narrenthum, hockt über Narrheiten, und heckt Narrheiten aus zum Erbarmen. Vorzugsweise ist die Literatur die Arena der deutschen Narren. Der deutsche Hinz und Kunz, der nichts thut, nur liest, was der gallische Jean und der britische John Bull thun, sind hier die Hähne im Korbe. Hinz schreibt eine Dissertation über die Triefaugen des Horaz, und Kunz eine Abhandlung über die Pseudony-

mität, aber — versteht sich von selbst — pseudonym. Der Deutsche hat's weit in der Pseudonymität gebracht. Er hat sich — ein zweiter Gott — eine neue (pseudonyme) Welt geschaffen, die erst entdeckt und umsegelt werden mußte. Der neueste Welt-Umsegler dieser Art ist Friedrich Raßmann. Die Beschreibung seiner Weltumseglung — welche ein Zufall neben dem Meßkatalogs-Nachtrag auf meinen Schreibtisch gelegt, und den Titel führt: Kurzgefaßtes Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller — veranlaßt mich zu einigen Worten darüber.

Ach Himmel, kurzgefaßt und doch 218 Oktavseiten lang! Das Buch kommt mir vor, wie eine scharfgeschliffene Brille, dem armen, schon arg zugesetzten Deutschland auf die Nase gesetzt; es ist ein gutes Mikroskop, die unbekannten, kryptogamischen Käsemilben beiderlei Geschlechts, welche auf und in dem deutschen Literaturkäse ihr Wesen treiben, kennen zu

lernen, gleich Ungeziefer unter einer Lupe. Kurzgefaßt und doch sechszehn enggedruckte Bogen voll, ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß nebst einer Vorrede über die Sitte der literarischen Verkappung.

Literarische Verkappung, ein schönes Wort für eine schlechte Sache, eine hübsche Larve für eine häßliche Fratze. Wozu solche Vermummung, solche Maskerade? Warum nicht mit offenem Visier, mit freiem Blicke in die Schranken geritten? Es gilt ja nicht das Leben, nicht einmal einen Tropfen Blut. Wer berufen ist, oder sich berufen wähnt, aufzutreten für eine gerechte oder ungerechte Sache, der trete namhaft auf. Schäme dich nicht deines ehrlichen Namens; nur ein Schuft scheut, wie die Eule, das Tageslicht, und hüllt sich in den Nebel der Pseudonymität, der Schwächling nicht minder. Schufte und Schwächlinge schlagen — gilt's Vaterland, Glaube, Volksrechte, Verfassung — den Mantel der Pseudonymität um

die Schultern, nennen sich sogar Freimund oder Wahr, und bringen unter dieser Firma ihre Sklavengedanken und Lügen zu Markte, sie für Freisinn und Wahrheit ausgebend, Spott treibend mit den heiligsten Angelegenheiten der Menschheit. Schlechten Poeten und Romanschreibern sey es immer erlaubt, ihre Wechselbälge und Mißgeburten, in pseudonyme Lumpen gehüllt, auszusetzen; das schadet und frommt nicht, wie sich sattsam erwiesen bei Hell, Clauren, Laun, Roos und Consorten. Auch die feile Kritik unserer Literaturzeitungen und kritischen Blätter mag auf dem pseudonymen kritischen Horne tuten, sey es eine Lobfanfare oder ein Schimpfpereat — wer achtet des Biermusikanten, der um's liebe Brod fiedelt und bläst? Der wahre Kritiker, der für Kunst und Wissenschaft begeistert lebt, verachtet solche Recensionenständchen bei Nacht und Nebel, und würdigt sich nicht so tief herab. Ausser den Recensenten in Deutschland und den

Scharfrichtern in England exekutirt Niemand verlarvt. — Fluch und Tod der deutschen Pseudonymität! —

Kein Wunder, daß die deutsche Sau — ich meyne unsere heutige Literatur — so gedeiht und sich ausdehnt — in die Breite. Man mästet sie, um sie einzuschlachten für das Haus, sie zu räuchern und einzupökeln für Rauchfang und Keller, zur Stillung des großen Hungers der großen Bande unserer Schriftsteller, welche heut zu Tage, wo Alles feil ist, in Deutschland auch feil und in Menge vorhanden sind, wiewohl feile Schriftsteller verächtlicher sind, als feile Dirnen; denn diese gewinnen mit ihrem Leibe und ihren körperlichen geringeren oder größeren Reizen, jene wuchern mit ihrem Geiste und seinen meist schlechten Eigenschaften.

Ein Literator hat mich versichert, daß man das Heer der lebenden deutschen Schriftsteller auf 15,000 Köpfe anschlagen könne, wovon u. a. auf Leipzig 250, auf Dresden 280, und auf Berlin 550 kämen. Deßhalb wunderts

mich um so weniger, daß wirklich in Erfüllung geht, was ich in einem früheren Briefe ahnend geäußert: es würde in Berlin ein „Berlin oder das Buch der zweihundert zwei Schriftsteller" erscheinen. Und wirklich hat in diesen Tagen bereits ein Buchhändler angezeigt, daß er ein solches Werk projektire. Also nur rüstig, ihr Zweihundert zwei! Erfreut die Welt und Preußens Residenz mit euren Geistesgaben! O langohrige Muse des heutigen Affengeschlechts — ruft Jean Paul in seinen wenig bekannten grönländischen Prozessen aus — buntfarbige Nachahmung! die du jeden leeren Kopf in das Echo des Genies und Deutschland in den Resonanzboden Europa's verwandelst, die du auf Affengesichtern das Genie parodirst!

So eben las ich, daß auch in Rußland ein russisches Paris erscheinen wird. Ein Petersburger Buchhändler hat nämlich alle Petersburger hommes de lettres zu einem Gastmale geladen, und als Zeichen der Dank-

barkeit für diese genossene Gastfreundschaft verfaßten sie eine solche Gesammtschrift zum Besten des Gastwirths in vier Bänden. —

Die hiesigen Zeitschriftenverleger und Journal-Redakteure klagen über Mangel des Publikums an deutschen Journalen. Aber wüßten und könnten sie's nur dem Publikum recht machen; es würde Theilnahme genug an den Tag legen. Erleben wir's doch gerade in unseren Tagen. Der Freiburger Freisinnige, welcher am ersten März, dem Geburtstage der Preßfreiheit in Baden, an's Licht trat, redigirt von Welcker, Rotteck, Reichlin und andern freisinnigen Männern, zählt bereits über tausend Abonnenten. Unser hiesiger alter s. g. Freimüthige, redigirt von dem Pseudonymus Alexis, schlösse unbesehens mit dem jungen Freiburger gern in Bausch und Bogen einen Abonnenten-Tauschhandel, und der Verleger gäbe noch die Hutten'sche Vignette umsonst mit in den Kauf. Wie man's treibt, so geht's! —

Noch immer harre ich vergeblich des Erscheinens der folgenden Theile des Wanderbuchs eines Schwermüthigen von Daniel Leßmann, welche den Kranz von Immergrün um die Todtenurne des unglücklichen Dichters vollenden sollen, der erlegen hat den schwarzen, unholden Geistern seines Innern. Reich an geistigen Schätzen, aber an innerer Zufriedenheit ein Bettler, in seinen Schriften heiterer Lenzestag, in seiner Brust düstere Winternacht — das war sein Loos, aus der Schicksalsurne gezogen. Erloschen ist nun das hellaufleuchtende Licht seines Humors; nicht mehr wetterleuchtet sein Witz; umnachtet ist der tiefblaue, klare Himmel seines Verstandes. Aber auch der Vampyr saugt nicht mehr an seinem glühenden Herzen; es ist kalt, es hat ausgeschlagen. Gewaltsam riß er mit eigener Hand den Schmerzespfeil aus dem wunden Herzen, und es verblutete. Die Verräther des grausen Geheimnisses seiner Brust sind seines Liedes Worte:

Wenn meine Wüst' ein Baum belebt,
So steht er nackt und hohl,
Und wenn am traur'gen Zweig was schwebt,
So bin ich's selber wohl.

Nur Berliner Spott konnte des Unglücklichen und seines Schmerzes spotten! —

Usteri's gesammelte Schriften sind vor Kurzem erschienen. Wer kennt den Namen: Usteri? Wer hat *ihn nennen* gehört? Vielleicht Wenige. Wer kennt das Lied: Freut euch des Lebens? Wer hat es singen gehört? Wer hat es selbst gesungen? Gewiß — Alle. Wo jemals eine deutsche Stimme erklungen, sey es im höchsten Norden, wo kein Thier einen Laut des Lebens von sich gibt, sey es im heißesten Süden, wo der Schakal heult und die Hyäne grausig lacht, da erklang auch das Lied: Freut euch des Lebens. Es ist das hohe Lied deutschen Gesanges. Und wer dichtete es? Usteri, der Schweizer Maler und Sänger.

Ist er gleich abgerufen von der Erde, so lebt er doch ewig fort in diesem Liede. Was sind Pyramiden und Granitsäulen, Obelisken und Mausoleen gegen ein Lied im Munde des Volkes! —

XXIII.

Und wo die Freunde verfaulen,
Das ist ganz einerlei,
Ob unter Marmorsaulen
Oder im Rasen frei.
Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm mault
Daß er den Freunden schenke,
Was nie und nimmer fault.

Goethe's zahme Xenien.

Goethe ist todt. — Deutschland — Europa trauert still. Die Berliner S. Goethisten heulen wie gedungene, römische Leichenweiber, ohne sich jedoch die Haare auszuraufen gleich jenen. Aber es jubeln darob die Würmer der Erde und die deutschen Journalisten; denn Goethe's Tod bereitet ihnen ein Festmal. Auf Monate lang werden die Tafeln der deutschen Journal-Restaurationen mit Gerichten von und über Goethe reich be-

setzt, und Reliquien jeder Art von ihm — und wären es auch nur eigenhändige Einladungs-Billets zum Thee — aufgetischt werden.

In allen Setzerkasten — so prophezeihte vorlängst Jemand — wird's mangeln an den hochgelobten, vielgesuchten Buchstaben G—o—e—t—h—e, die Setzer werden verzweiflungsvoll die Hände ringen ob diesen sechs Lettern, die Buchdruckerherren werden stampfen mit den Füßen, aber eben so wenig sie aus der Erde stampfen, als Wallenstein Armeen. Alles vergeblich. Ein unstillbarer Hunger nach diesen sechs Lettern wird wüthen, und alle Schriftgießer zusammen werden dieser Hungersnoth nicht steuern können. Eine wahre Noahssündfluth von Gedichten, Oden, Elegieen auf des Unsterblichen Tod wird über uns hereinbrechen, und lange wird es währen, ehe diese poetischen Wasser sich verlaufen. —

Die Kunde vom Erlöschen der Lebensfackel Goethe's, die einst die geistige Nacht Deutschlands mit Sonnenglut erleuchtete und

erwärmte, Jahre lang aber schon ersterbend sich kund gab, veranlaßte in einer der hiesigen Zeitungen gleich am andern Tage eine Biographie in nuce, wenn auch minder kurz und schematisch, als die Schlußrechnung über Voltaire's Leben und Wirken, welche Jouy einst in seinem Eremiten in der Provinz unter den Rubriken: bonnes actions, mauvais actions, amis, ennemis, bons ouvrages und mauvais ouvrages lieferte.

Goethe's Leben war reich für die Kunst, arm für das Leben; Goethe war ein Crösus für die heitere Kunst, ein Irus für das ernste Leben. Sein Geist war groß, aber ohne Charakter. Nie schloß er sich an das Volk, nie erhob er seine Nation durch Wort oder That; nie schritt er ihr voran; nie ließ er sich zu ihr herab. Wie ein afrikanischer Piratenfürst lebte er in seinem Serail nur für sich. Zeigte er sich dem Volke, so geschah es bequem und sans gêne im Schlafrock und Pantoffeln. Nie sprach er für Volksrecht, er, der Sprachgewaltige,

nie kämpfte er wider Mißbrauch und Volksdruck. Sein Ich war seine Welt, Gold und Lorbeer sein Gott. Er war der größte Dichter und Egoist. Die Natur schmolz die reichste Fantasie und den größten Egoismus zusammen, und ihrem Schooße entwand sich — Goethe.

Mit unseren wenigen Gaben
Haben wir redlich geprahlt.
Und was wir dem Publikum gaben,
Das hat es uns tüchtig bezahlt.

singt Deutschlands großer Dichter sonder Scheu und Schaam. Wahrlich — Deutschland sollte darüber für ihn schaamroth werden! Welcher französische, welcher brittische Dichter hat je solche kecke Unverschämtheit gezeigt, solche Worte gewagt? Mit Witz gepaart, mit dem Morgenrothe des Humors verbrämt, hätten jene Worte gefallen; doch in ihrer ernsten Nacktheit widern sie an, gleich feilen Dirnen. Allein — hatte er auch Alles, der Witz mangelte ihm. Keine Anekdote von ihm, kein bon

mot aus seinem Munde hat je einer seiner zahllosen Vergötterer zu verkünden gewußt, keine Spur davon von Werthers Leiden, seinem ersten Werke, bis zu dem Briefwechsel mit Schiller, der großen Spekulation auf den Geldbeutel Deutschlands, seinem letzten Produkte.

Man beehrt ihn mit dem Prädikate eines Dichterfürsten, wiewohl ihm eher der Name Fürstendichter — im Gegensatze zu Volksdichter — gebührt. Wie hat seine Muse gekratzfüßelt, gewedelt, geschmeichelt, in schwarzem Frack und seidenen Strümpfen gehöfelt, auf Seide und Velin Gelegenheits-Reime überreicht, das Lobweihrauchfaß geschwungen!

Sorglich hat er in der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke alle diese poetischen Bücklinge aufbewahrt — sie füllen einen ganzen Band — für die Nachwelt, für die reifere Nachwelt, welche erst fähig seyn wird — wie seine Jünger wähnen — seines Geistes Reich-

thum zu ergründen, den goldenen, uns noch verborgenen Schatz durch die Wünschelruthe erhöhter Bildung und Einsicht zu heben. Kaiserinnen und Könige, Herzoge und Fürstinnen, Baronessen und Grafen werden besungen, Kupferstiche und Schreibfedern mit devoten Reimen übersandt, Tauf- und Hochzeitfeste begangen mit poetischem Glockengeläute. Und das Alles muß Deutschland bezahlen und lesen, bewundern und lobpreisen, „unter des Durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien", da man „den hohen Werth der Gelegenheitsgedichte nach und nach einsehen gelernt", wie uns der Große in seinem großen Bettelbriefe, der Ankündigung der Ausgabe der sämmtlichen Werke, versichert. —

Die Berliner S. Goethisten rannten in diesen Trauertagen, wie vom Bösen besessen, durch die Straßen. Keiner war da, den Teufel auszutreiben. Man sah sie einzeln und in ganzen Haufen stürmen. Der Tod Goethe's hat sie um ihre schönste, lustigste Feier ge-

bracht, um den Geburtstag im August mit gutem Wein, fetten Bissen, lautem Jubel und gesegnetem Appetit. Statt aller dieser schmackhaften Ingredienzien muß ein neues Recept zur Todestagsfeier komponirt werden. Trauern sollen sie. Nun — dazu ist ihnen bald geholfen; das Mittel ist leicht: keine dampfenden Schüsseln, keine klingenden Gläser. Denn nur, wo wacker gegessen und weidlich gebürstet wird, herrschen Lust und Jubel in Deutschland, sonst Ernst und Stille.

Die Allgemeine Zeitung, im Verlage des Verlegers der sämmtlichen Werke Goethe's, spricht weit und breit über Goethe's Tod u. a. also:

„Er war fünfzig Jahre hindurch der erste und wahre Repräsentant des deutschen Volkes, unter dem er als Dichterfürst und Kunstorakel, als Goldmund und Feinhand zuletzt monarchisch gebot.“

Herrliche deutsche Volks-Repräsentation durch Goethe, diesen Feinmund, der jedem

fein nach dem Munde zu sprechen wußte, diese Goldhand, die am liebsten nach Gold griff. Dessen Zeuge sind seine Fest- und Gelegenheits-Gedichte, seine Petition an die deutsche Bundes-Versammlung zu Frankfurt um ein gemeinsames deutsches Privilegium wider den Nachdruck der Gesammt-Ausgabe seiner Schriften, und die Ankündigung seiner sämmtlichen Werke, welche mit den merkwürdig bezeichnenden Worten, die den Eck- und Grundstein bilden, schließt:

> Mir aber sey zum Schluß erlaubt, Gönnern und Freunden, Lernenden und Lesern bemerklich zu machen, daß jede theilnehmende Unterzeichnung auch mir und den Meinigen unmittelbar zu Gute kommen würde, für welches neue Wohlwollen ich wie für das bisherige verbindlich dankend unterzeichne. —

Ihm war viel verliehen — wer mag's läugnen — die Natur hat ihn, mütterlich liebend,

nicht stiefmütterlich begabt. Aber er hat auch gut gewuchert mit dem erworbenen Pfunde.

Vielen sind einige Streckverse in Reimen wohl nicht bekannnt geworden, welche die Ankündigung der Gesammt-Ausgabe der Goethe'schen Werke veranlaßte. Mögen sie hier eine Stelle finden:

„Wackrer Götz von Berlichingen, sprich, was
willst du mit dem Teller?"
Siehst du's nicht? Ich geh' mit Mignon,
sammle Thaler ein und Heller.

Hinter uns kommt Mephistofel mit gewalt'-
gem Klingelbeutel,
Klingelt: Alles, nur das Geld nicht, ist
hier unterm Monde eitel.

Signor Tasso, Welschland's Dichter und der
liebe Pater Brei
Wissen weise, daß ein Thaler nicht ein
Silbergroschen sey.

Und des Dichters Ruhm und Werke werden
durch den Druck unsterblich,
Und das Geld, das ausgegeben für die
Ausgab', das wird erblich.

Helene und Mephistofel, Faust und Mene-
las — o Jammer!
Ruh'n wie alte Haderlumpen in derselben
Rumpelkammer.

Wie sie sich zusammenfanden, könnt ihr in
dem Büchlein lesen,
Und zugleich auch, daß Herr Goethe nicht
mehr ist, was er gewesen.

Dennoch schrei'n die Goetheschreier laut in
Hymnen und in Psaltern:
„Himmlisch! Göttlich! Unser Meister Gany-
med kann nimmer altern!"

„Dieses Werk ist tiefstes Räthsel, unauflös-
bar unsren Köpfen!
Spät'ster Nachwelt ist beschieden, erst den
Geist herauszuschröpfen."

Doch wer wehrt das Schrei'n dem Affen,
schaut er fern die Peitsche nur?
Die Erfahrung lehrt: Gewohnheit wird zur
anderen Natur.

Goethe lebe! 's lebe Goethe! — Ihm zu
Ehren gern ich löthe
Dieser Reimelein Geflöte. Er ist Morgen —
Abendröthe.

Ihm zu Ehren gern ich singe, sey's west-
östlich, provenzalisch.
Doch noch lieber ihm zu Ehren trink' ich,
Freunde, bestialisch.

So ein Goethe'scher Geburtstag, con amore
recht gefeiert,
Ist die Quintessenz des Lebens — ja, ich
sag' es unverschleiert.

Denn dann ist uns kannibalisch wohl gleich-
wie fünfhundert Säuen.
Wer ist wider ihn, der komme, daß wir
tüchtig ihn durchbläuen.

Was sagt man in Frankreich von Goethe's Tode? Das Journal des Débats spricht also:

Der Tod Goethe's ist nicht nur ein literarisches Ereigniß; er bezeichnet für Deutschland das Ende einer Epoche und den Anfang einer andern. Goethe stirbt mit der literarischen Epoche seines Vaterlandes in demselben Augenblicke, wo dessen politische Epoche beginnt. Die Literatur, welche mit Goethe in's Grab steigt, war der bewundernswürdige Ausdruck jenes vielseitigen, in sich verschlossenen Geistes, der so lange Deutschland charakterisirte, und sein politisches Geschick bildete. Die alte Literatur stirbt mit Goethe, und der neue Geist erhebt sich. Die Preßfreiheit tritt an die Stelle der Literatur. Der Gedanke Aller ersetzt den Gedanken einiger Einzelnen. Solchergestalt ist Goethe's Tod also gewissermaßen ein politisches Ereigniß; er ist der förmliche Schluß einer Epoche, der Anfang einer neuen. Er

erschüttert das alte, in seinen Grundpfeilern schwankende Deutschland auf's neue. —

Das journalistische Salbadern, das ich im Anfange dieses Briefes prophezeit, beginnt schon. So eben las ich bereits einen prosaischen Hymnus, der mit den Worten beginnt:

„Der unsterbliche Goethe ist gestorben."

O deutsche Journalisten-Eselei! O deutscher Unsterblichkeitstod! Das Königsstädter Theater gab gestern ein Mischimaschi, einen wahren dramatischen Häringssalat, aber ohne Salz, und nannte ihn: Goethe's Todtenfeier. Holtei, ci-devant Missionär der S. Goethisten im Hessenlande, hatte den Salat angerichtet. Er war deliciös, und die im Theater anwesenden modernen Berliner S. Simonisten schnalzten vor Wonne mit den Zungen, und klatschten sich die Hände wund. Selbst der alte, ewig junge Werther ward citirt und erschien auf der Bühne, ein Gespenst mit Frack, Weste, gelben Beinkleidern und braunen Stülp-

Stiefeln. Hilf Samiel! — Also beging man hier im Königsstädter Theater Goethe's Todten-Feier. Voluntas spectatur, non exitus! heißt's in den Pandekten. Im Königlichen Theater geschah, wie gewöhnlich, nichts. Gott bessers! —

Goethe starb. Sein Faust, das größte Gedicht aller Zeiten und Völker, wird ewig leben. —

„Goethe's Leichenbegängniß ist Sache der Nation" quäckt der hiesige Freimüthige; allein zu beschäftigt mit der Bestattung und der Todtesfeier meint er: „Goethe habe keinen Einfluß auf das deutsche Theater gehabt." (Num. 72. S. 288.). Ist's möglich? Hört! hört! Die Berliner dreizehn Bühnendichter, denen Saphir vorlängst die Haut gegerbt, Herr W. Alexis an der Spitze, haben aber Einfluß darauf gehabt, nämlich wie Nachtfröste auf Kirschenblüthen.

XXIV.

> Frankreich blutet; aber die anderen Staaten schwinde dahin. Ich mag lieber die chirurgischen Fälle der Republiken, als die medicinischen der Monarchieen. In jenen wird man freilich bisweilen entleibt, in diesen werden alle mehr oder weniger entseelt. In der Republik stirbt man wohl; aber in den Monarchieen schläft man, und ich will lieber sterben, als schlafen.
>
> In Baggesen's Briefwechsel mit den Jakobi's.

Zwei Todeskunden liefen kurz nacheinander hier ein.

Nach der Nachricht von Goethe's Tode traf das russische Manifest ein, der grause Todesengel Polens, welcher die Lebensfackel dieses Landes löschte, der Selbstständigkeit des polnischen Volkes den Todesstoß gab, es ausstrich aus der Reihe der Völker Europa's,

und das Land als Provinz mit Rußland einverleibte. Eine merkwürdige Parallele muß sich hierbei einem Jeden von selbst aufdringen: Goethe starb altersschwach; er hatte gelebt. Polen, jugendlich-kräftig, ein neues Leben beginnend, erlag ankämpfend mit der Kraft des Leuen der Uebermacht. —

König Philipp erklärte in seiner Thron-Rede die Selbstständigkeit Polens für garantirt. Er garantire nun diese Garantie. Die freie Presse in seinem Lande wird ihn und seine Thronrede gehörig pressen. Auch Polen erhält nach dem Manifeste freie Presse, nur mit „einigen unerläßlichen Beschränkungen." Abgesehn davon, daß Freiheit mit Beschränkungen keine Freiheit ist, mag der Himmel wissen, was für russische Begriffe sich an das Wörtchen: unerläßlich knüpfen. Auch ist den Polen allergnädigst gestattet im Manifeste, polnisch zu sprechen und zu schreiben, und alle Verhandlungen sollen in der Landessprache verhandelt werden. Bei Publicirung des Mani-

festes hielt der Statthalter zwar eine Rede in russischer Sprache, auch das Manifest ward in derselben Sprache verlesen; aber beiden folgten Uebersetzungen in polnischer Sprache nach.

Nebenbei haben die Verfolgungen und Verbannungen polnischer Männer von Bedeutung nach Sibirien guten Fortgang; aber Verfolgung ist der Weingeist, worin sich alle, dem Staate mißfälligen Partheien erhalten. — Es sind russische Volksmährchen erschienen. Volksmährchen sind bekanntlich die Spiegelbilder der Völker. Ich bin begierig nach diesen russischen Spiegelbildern. —

Ich lasse einige Gedankenstriche mit deiner Erlaubniß folgen. Gedankenstriche sind die Gebeine und Leichensteine verstorbener Gedanken, Furchen ohne Saamen auf dem gepflügten Gedankenacker. Ich darf diese Gedankenstriche um so eher wagen, als sie nicht der Censur der freien Stadt Frankfurt unterworfen sind, welche — nach Börne — die ihr mißfälligen Ansichten, nachdem sie selbe gerich-

tet, bis über das Grab verfolgt, und, nachdem sie die Gedanken todtgeschlagen, untersagt, ihnen Gedankenstriche als Leichensteine zu setzen. Heil dir, hessische Censur! die mir mitleidig gestattet, meinen lieben Gedankenkindern, welche ich — ein Kindermörder in der Geburt — erstickte, Leichensteine aufs frühe Grab zu errichten. Welche herrliche Epitaphien! Schaut nur!

— — — — — — — — — —

Der Herzog von Modena, die bekannte züchtigende Ruthe der aufrührerischen Hebräer seines Landes, proklamirt das Erdbeben als eine Knute Gottes zur Strafe, Warnung und Bekehrung gottvergessener, hochmüthiger, ungehorsamer, neuerungssüchtiger Unterthanen, welche dadurch die ewige Seligkeit verlieren, weil sie des Teufels Werk fördern. Dieß proklamirt ein europäischer Fürst im Jahr 1832. Ist's nicht ein Wunder?

Ja — es geschehen Wunder. Das Unmögliche geschieht heut zu Tage in Europa. Unser Welttheil ist gereift wie eine Traube im

warmen Herbste, und gährt in Fäulniß. In Paris hat man den alten Spitzbuben Vidocq zum Chef der Polizei bestellt. Trefflich! Wundern soll's mich nicht, wenn man den alten gallischen Hahn nächstens verschneiden will zum jungen Kapaunen und ihn mästen. Stündlich wächst die Misere. Spitzbuben handhaben die Polizei in Frankreich; Dummköpfe exekutiren die Censur, und Mystiker predigen Aufklärung in Deutschland; und die verschollene Demagogenriecherei ist wieder auferstanden von den Todten. Lotterie-Einnehmer befördert man zu Commerzienräthen in Preußen; Pfaffen reden der Tyrannei das Wort in Portugal; Schurken weiden als Seelenhirte die Volksheerde Spaniens. Die alten verstorbenen Privilegien feiern überall ihr Osterfest, und erstehen wiederum aus den Gräbern, und zehren, wie der Bandwurm die Kraft des Menschen, die Kräfte der europäischen Staaten. Nur in England bricht der Charfreitag, der Todestag der alten morschen Verfassung, heran. Als Morgen-

röthe verkündet ihn schon die Reformbill, welche siegreich durch die dicken Nebel des Aristokratismus gebrochen. Nur in Holland sieht man Patriotismus und frisches Volksleben gedeihen. Ueberall führen Einzelne gegen die öffentliche Volksmeinung einen Don Quixot'schen Windmühlenflügelkampf um hohen Sold. Sie huldigen der Geldbeutelregel: Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe. Der Jude Saphir ist nicht allein Christ — was noch mehr ist — er ist Königlich-Baier'scher Hoftheater-Intendanz-Rath, und der Aristokratismus und die Münchner Hofbühne, einst die Zielscheiben seines Tadels, sind seine Götzen geworden, denen er widrige Hymnen singt, und dicken Weihrauchsqualm opfert. Seinen reichen Witz, das schöne freie Geschenk der Mutter Natur, hat er unter den Scheffel gestellt, und läßt das Unschlittlichtchen düsteren Söldlings-Ernstes leuchten. Also treiben's auch viel andere unbeschnittene Juden in Deutschland, und treiben Schacher mit dem Heiligsten.

Hungrigen Poeten zeigt man volle Schüsseln und begeistert sie dadurch zu Dithyramben für den Absolutismus; feile Schriftsteller tanzen nach der Pfeife des Aristokratismus. Die

Zeit gepuderten Perücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbeere drücken,
Steigt auf in der alten Pracht.

Ja — die alte Puderzeit beginnt auf's neue. Die steife Perückenwirthschaft wird wiederum eingeführt. Herrlich! Puder befördert die Kopf-Ausdünstung, die jetzt, weil der Puder kein Modenartikel mehr ist, gehemmt ist. Was sich sonst als Schweiß Luft machte, schafft sich jetzt freie Bahn in Gestalt von Unzufriedenheit, Volksmurren, Empörung, Revolution wider „die Obrigkeit, die von Gott verordnet worden"; denn wo eine Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet — sagt die Schrift.

Und du, gepuderter Leser! — erlaube, daß ich mich an dich wende. — Pracht-Exemplar des aussterbenden Geschlechts der Dronten, verlacht und verspottet kommst du wieder

zu alter Ehr und Würde. Wie der Schnee nie schmilzt auf der uralten Riesenperücke des Montblanc, während alle Gebirgshäupter des winterlichen Schmucks sich entledigten, und prangen im grünen Hoffnungsschleier des Lenzes, so stehst du da, erfrischt und prangend im weißen Purpurthau zwischen den Schwarz-, Blond-, Weiß-, Braun- und Rothköpfen. Und jetzt sollen Alle wiederum der Mode huldigen, der sie meineidig geworden, du aber treu geblieben bist. Freue dich, und erfrische deinen alten Schädel mit dem verjüngenden Puderthau immerfort auf's neue, bis zu deinem letzten Stündlein. Drob wird dir werden Allerhöchstes deutsches Fürsten-Wohlwollen, und tiefverneigend kannst du dastehen im wohlthuenden Sonnenscheine christlicher Huld, ohne Furcht, daß dir diese Sonne die duftende Pomade schmelze auf deinem devotunterthänigen Haupte. Stimme an das Hallelujah mit bebenden Lippen und laß dich nicht schrecken durch jenen Ausspruch aus Judenmunde, der da lautet:

Loth's Frau, weil sie stehen blieb und rückwärts sah, wurde in eine Salzsäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, ist ein treffendes und warnendes Bild für die Conservatoren der alten Zeit, die auch stehen bleiben und zurücksehen.

XXV.

Es ging schon einmal die Rede, die Cholera sei eine Aristokratie geworden, und speise blos gemeinen und schlechten Pöbel. Man begann demgemäß in den gebildeten Cirkeln, die Cholera viel milder zu beurtheilen, und sie gewann augenscheinlich an Liebenswürdigkeit. Allein seitdem die Cholera neben den Fliegen auch wieder die Spinnen wegzufegen angefangen, und sich an einigen Grafen und Fürsten vergriffen hat, ist der Bruch vollständig und unheilbar geworden — Die Menschheit hat sich den Magen verdorben, und Mittel gegen die Cholera anwenden, die die ganze Menschheit purgirt, heißt eigentlich Mittel gegen Mittel anwenden. Das Volk der Magen hat in der That nicht mehr gethan, als alle anderen Völker; es will liberaler behandelt seyn.

Dr. Mises Schutzmittel für die Cholera.

Während wir hier in Berlin das Dankfest für Befreiung von der Cholera begangen haben, hat das Ungethüm urplötzlich seine Siebenmeilen-

stiefel angezogen und seine unsichtbaren Geister-arme bis nach Paris ausgestreckt, und raset und wüthet mit gesteigerter Wuth. Während deutsche Fürsten und Prinzen sich wider die Cholera verpalisadirten, besuchte der Kronprinz von Frankreich die Cholerakranken im Hotel de Dieu. Der Erzbischof von Paris hat Kirchen-gebete wider den asiatischen Unhold angeord-net, und die Pariser — beten und rasen wie Wahnsinnige, welche ihre Ketten zersprengt, durch die Straßen. Drob jubeln gar Viele in Deutschland. Aber sie bedenken nicht, daß die Cholera, die Harpye unter den Seuchen die Länder säubert von Taugenichtsen, Schlemmern und Trunkenbolden, den dichten Menschenwald lichtet vom hohen Adel bis zum niedern Pöbel, unbarmherzig, aber partheilos. Auch viel Köpfe hat sie gereinigt von schlechten Ansichten und erbärmlichen Ideen — besonders in Deutsch-land. Nie war der große Aderlaß, der gewal-tige Schröpfkopf der deutschen medicinischen Li-teratur, das Kaleidoskop der heterogensten

ärztlichen Gedankenbilder und Ansichtfiguren. Kaum erfreuten wir uns eines einfachen, vielversprechenden Gedankenbildes, so ward das Glas gerüttelt, und eine andere komplicirte Ideenfigur trat vor unsre Augen. Kaum ging ein bunter Ansichtsstern vor uns auf, so verdrängte ihn wieder ein schnell verschwindender Meinungssternschnuppen. Die ganze Materia medica ist lebendig geworden wie ein Froschteich — sagt Dr. Mises — worin alles quackt: ich helfe. Nicht genug, daß die alten Mittel alle wie Mücken um den ostindischen Elephanten herumtanzen, ohne nur durch seine Haut stechen zu können, so hat er auch noch eine Menge des Ungeziefers aus Indien mitgeschleppt, und zieht Schwärme von Fremden noch alle Tage herbei. Gott gebe nur, daß wir nicht das alles auf dem Halse behalten, wenn die Cholera selbst vorbei ist.

Nebenbei hatte sie noch mehrere gute und sonstige Eigenschaften. Während sie Tausende

in die Gruft der Vergessenheit und des Todes senkte, erweckte sie Längstverstorbene aus dem Grabe. Wer hätte in unseren ereignißreichen Tagen an den längst entschlafenen Robespierre der deutschen Philosophie, an Kant gedacht, hätte nicht die Cholera dadurch seinen Geist citirt, daß sie als eins der ersten Opfer in Königsberg Kant's Schwestersohn, einen armen alten Schuster, ersehen? Kant's Name lebte im Munde Aller durch die Cholera neu verjüngt.

Sie war der wiedererstandene Pabst Gregorius, der einen neuen Kalender anordnete, und statt des üblichen Sonntags den Montag und zwar den deutschen blauen Montag zum Haupttage der Woche in Deutschland erhob. Denn wie die Deutschen von jeher ihre Zunge einseitig gebraucht haben, d. h. nur zum Essen und Trinken besonders am blauen Montage, so erkrankten sie auch in Folge dieses Tages, Essens und Saufens am meisten. Der blaue Montag ist also der Fest-, Jubel- und Sonntag im Cholera-Almanach.

Die Cholera war ferner das Mühlrad der Industrie, welches zahllose stillstehende Maschinen und müßige Menschen in Bewegung und Verdienst setzte; sie war das schnurrende Spinnrad der deutschen Bücherfabrik, und begeisterte schließlich eine deutsche westfälische Phantasie — Medicinalrath Kaufmann ist der Name des begeisterten Hippokrates Deutschlands — und entband sie glücklich von der originellen Hirngeburt: einen Cholerapatienten wie einen nassen Waschlappen zu bügeln, damit er schnell und tüchtig schwitze.

Sie ist das beste und sicherste Mittel wider die Uebervölkerung, worüber alles klagt und schreit. Schon zu Zeiten des Bauernkrieges führte man dieselbe Klage. Ein Hofnarr jener Zeit sagte: die Uebervölkerung sey die Frucht davon, daß dem Teufel die Macht genommen, indem es, wenn er holte, was ihm gehörte, bald an Menschen fehlen würde. — Die Cholera aber ist des Teufels Scharfrichter, und

liefert die für ihn bestimmten Menschen gleich Sperlingen in seine Höllenküche.

Dieß wäre neben der bekannten Schattenseite die Lichtseite der Cholera. Zum Schluß in Reimen ein

Disputatorium medicum über die Cholera.

Ein Wischiwaschi.

Nein — schwitzen muß der Kranke mir,
Die Cholera zu zügeln.
Einfach ist meine Schweißmanier:
Ich laß' ihn tüchtig bügeln. —
Ich deck' mit Eis ihn ringsum zu,
Dann läßt die Krankheit nach im Nu;
Denn Kälte bannt die Kälte. —

Es hilft allein ein Aderlaß,
Das Uebel zu vertreiben. —
Mein Patient muß gleich in's Faß;
Ich laß ihn bürsten, reiben. —

Wer sich wird anvertrauen mir,
Dem applicir' ich ein Klistir
Von kaltem Brunnenwasser. —

Ich lasse keinen Tropfen Blut
Und gebe Opiumstropfen.
Das gibt dem Kranken Lebensmuth;
Das Herz beginnt zu klopfen. —
Ich nehme Wismuth, Calomel;
Dem Kranken ist — bei meiner Seel!
Im Augenblick geholfen. —

Mit heißem Wasser reicht man aus,
Weg mit dem andren Plunder! —
Mit Kampferspiritus that ich
Nach Hahnemann schon Wunder. —
Nein — Cajaputöl hebt den Krampf. —
Ich lobe mir den Weingeistdampf
Und warme, woll'ne Decken. —

Brechweinstein ist mein Hauptrecept,
Jedoch in reichen Gaben. —
Purgiren ließ ich comme il faut,
Und Keiner ward begraben. —
Ich, Freunde und Collegen, heilt'
Viel Patienten unverweilt
Mit brausendem Champagner. —

So disputirten hin und her —
Fürwahr — 's ist keine Fabel! —
Die Herrn Doktoren kreuz und quer,
Wie einst beim Bau zu Babel.
's geht unter Thurm und Patient.
Hochweise sprach der Präsident:
Die Sitzung ist geschlossen.

und ein kleines dramatisches Spiel von der Cholera im Versmaaß unserer modernen Schicksalstragödien:

Die Cholera in der Hölle.

Nachspiel in drei Scenen.

Personen.

Satan.

Mefistofeles.

Die Cholera.

Mehrere Teufel als Kammerherrn und Teufelchen als Kammerdiener.

Des Satans Leibwache.

Erste Scene.

Das geheime Kabinet des Satan. Satan im Schlafrock und Pantoffeln sitzt aus einer Meerschaumpfeife qualmend im Sopha.

Satan phantasirend.

Wie der letzte Dampf sich schwinget,
Der sich unter leisem Zug
Aus der Meerschaumpfeife ringet:
So empor möcht' ich mich heben
Aus dem schnöden Höllenleben;
Denn ich mühte mich genug.

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts was mir Vergnügen macht,
Morgens Plage, Abends Plage —
Also geht es alle Tage.

Zweite Scene.

Satan. Mefistofeles tritt ein. Gleich darauf einige Teufelchen als Kammerdiener. Zuletzt mehrere Teufel als Kammerherrn.

Mefistofeles sich verneigend.

Herr, Beherrscher aller Geister,
Die der Mensch nennt bös und schlecht!
Vor dir steht, erhab'ner Meister,
Mefistofeles, dein Knecht,
Dir zu melden, daß schon da
Arrestantin Cholera.
Willst du — sollt' es dich nicht stören —
Gleich die Sünderin verhören?

Satan.

Sie erscheine!

Mefistofeles verneigt sich und geht ab.

Satan allein.

Traun — enorm
Ist die Arbeit! (Rufend:) Meine P'rücke!
Meine Galla-Uniform!
Meinen Degen! Meine Krücke! —
Muß ich mich doch stattlich zieren,
Um heut' baß zu imponiren.

Mehrere Teufelchen in Kammerdienerlivree'n eilen von allen Seiten mit den verlangten Attributen herbei, und machen des Herrn Toilette.

Satan in Galla.

Rufet meine Kammerherrn
All mit Schlüssel und mit Stern!

Er besteigt den blutrothen Thron. Die Teufelchen eilen ab. Mehrere Teufel in reichgestickter Kammerherrnuniform treten ein und stellen sich zu beiden Seiten des Throns.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Mefistofeles tritt ein, ihm folgt die Leibgarde des Satan, welche die Cholera, ein blasses, welkes Weib in orientalischem Kostüm, Daumenschrauben auf den Daumen, eskortirt.

Satan zu Mefistofeles.

Dort am Tische setz' dich nieder,
Daß du führst das Protokoll.

Mefistofeles für sich.

Protokolliren muß ich wieder.
Nein — beim Satan! 's ist zu toll.

Satan zur Cholera.

Namen nenn' und Vaterland!

Cholera.

Cholera bin ich genannt,
Stamme fern aus Hindostan.

Satan.

Alter und Gewerb' sag' an!

Cholera.

Was wollt Alles Ihr erfahren! —
Sagt kein Mädchen gern wie alt.
Daß ich in den besten Jahren,
Zeigen Angesicht, Gestalt.
Ohne Handwerk und Gewerbe
Will ich leben, bis ich sterbe.

Satan.

Wohnsitz?

Cholera.

Herr, der fehlt mir ganz;
Denn mein Leben ist ein Tanz,
Eine lange weite Reise
Ruhig fort in ihrem Gleise.

Satan.

Deine Sünden sind bekannt;
Zahllos wie der Sand am Meer
Sind sie alle mir genannt,
Und wie Felsenblöcke schwer. —
Dabei lassen wir's bewenden.

(Zu Mefistofeles.)

Magst das Protokoll nur enden!

(Zur Cholera.)

Höre deinen Urtheilsspruch!
Da dein Wandel nichts als Fluch,
Will ich ewig dich verdammen.
In der Glut der Höllenflammen
Sollst du von der Sünd' genesen,
Und zur Buße ewig lesen —
Auf Velinpapier gedruckt —
Lyratön' von Theodor Hell.

Die Cholera
fällt vor Satan nieder, und erhebt flehend die Hände.

Satan drohend mit der Handkrücke.

Still geschwiegen! Nicht gemuckt!

(Zu Mefistofeles)

Du vollziehst das Urtheil schnell!

Die Cholera wird von der Leibwache abgeführt. Mefistofeles und die Kammerherrn empfehlen sich unter Bücklingen. Satan hinkt vom Throne und stopft sich eine Pfeife.

XXVI.

Die Kunst geht nach Brod. Poetenhunger ist wie Aprilwetter zum Sprüchwort erhoben. In Portugal ist jenes Wunderkraut zu wahrer Celebrität gediehen, indem der unsterbliche Sängerheld und Heldensänger Camoens daran verschied. Deutschland buhlt mit dem pyrenäischen Küstenländchen in dieser Hinsicht um den Vorzug, und hat ihn auch wirklich. Denn es hegt und pflegt dieses Kräutlein nicht allein für Dichter, sondern auch zum Nutzen und Frommen anderer Männer, die sich, gleich Adlern, über das Alltagswissen und Alltagsstreben emporschwingen. Deßhalb wäre es räthlich, das Sprüchwort: Er hungert wie ein Poet, leidet Mangel wie ein Genie umzukehren, und zu sagen: Er frißt wie ein Dummkopf, hat vollauf wie ein Esel. Dadurch würde dem Sprüchworte eine schärfere Spitze gegeben.

Eine kleine Kunstausstellung lockt seit einigen Tagen viel Gaffer, aber wenig Schaffer herbei. Es ist der hiesige Kunstverein, der sie veranlaßt, und die Kunstgegenstände, welche er von Künstlern zur Verlosung erworben, hat auf-

stellen lassen. Die Kunst hat gewöhnlich bei dergleichen Kunstausstellungen so vieles auszustellen; hier könnte sie ihre Ausstellungen schier ganz einstellen. —

Die Kunst ist reich, aber dennoch bettelt sie heut zu Tage. Die Kunst geht nach Brod — ließ Lessing schon in seinem Trauerspiele Emilie Galotti den Maler Conti sagen. Ist's anders geworden, seit mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen? Es ist gerade so jetzt, wie es damals war. Die Kunst des Wortes (Dichtkunst) gilt schier gar nichts; keiner achtet sie; sie muß betteln um Gunst und Brod. Unsere Mäcenaten — sagt Heine — glauben, Dichter und Mispeln gedeihen am besten, wenn sie einige Zeit auf Stroh liegen. Sie glauben, die Hunde taugten nicht auf die Bilder- und Gedankenjagd, wenn sie zu dick gefüttert würden.

Wie sich die Literatur, die Dichter und Schriftsteller keiner Mäcenaten erfreuen, sondern dem Tode Ugolino's tagtäglich mehr

entgegenreifen, so fehlt's auch der Kunst an Medicäern. Die Kunst des Pinsels gedeiht noch hie und da. Der König von Belgien ließ noch kürzlich seinen schönen Leibjagdhund konterfeien, der . . . . . ließ seine Maitresse zweimal malen; Prinzen lassen sich portraitiren, wenn sie auf Freiersfüßen wandeln, und Prinzessinnen rufen die Hülfe des Malers an, wenn sie fürstliche Bewerber wittern. Und allen diesen begnadigten Künstlern wird ihr Lohn.

Für die Kunst des Meisels sind die sieben schlechten Jahre Egypti eingetreten. Dagegen blühen die Kunst der Töne und die Kunst des Tanzes. Wahnsinnige Begeisterung herrscht überall für sie. Fuß-, Finger- und Kehlenvirtuosität werden mit Gold aufgewogen. Ihre heutigen Repräsentanten sind die Wiener Tänzerinnen Elsler, der welsche Geigenspieler Paganini, und das zahlreiche Chor der Sängerinnen. Sie sind die goldenen Kälber, denen man Gold opfert. —

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Klappern gehört zum Handwerk! In diesen vier Worten liegt das große Geheimniß, das kleine Hausmittel, heut zu Tage ein großer Künstler zu werden, d. h. Brod zu gewinnen, gleich einem ungehobenen Schatze verborgen. Das „kunstliebende Publikum" ist verblendet, und in dieser Verblendung muß es erhalten und bestärkt werden. Ich habe die Zauberruthe in der Hand, klopfe damit, und siehe — der Schatz hebt sich empor. Ihn zu erreichen bedarf's der Zaubersprüche, die ich dir vorsagen will. Sprich sie nach, und wende sie an zur rechten Zeit, großer Pfuscher und kleiner Künstler! Und du wirst reusiren, und nicht Hungers sterben.

Kein Prophet gilt in seiner Heimath. — Also wacker hinaus in die Fremde, fidelst du mit deiner Geige, bist du ein Schauspieler, mit deinen Perücken und Bärten, deinen Schminktöpfchen und Garderobe, deinem geringen Talente und deinem schlechten Gedächtnisse! Das ist das nothwendigste Requisit.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vor deinem Eintreffen in dem Orte, wo du aufzutreten gedenkst, muß in einem öffentlichen Blatte von dir gesprochen werden. Daher trage dafür zuerst Sorge. Sende der Redaktion eines Journals, dem Herausgeber einer Zeitung ein Artikelchen zu — du kannst es bequemlichkeitshalber einige Hundertmal lithographiren lassen — des Inhalts:

„Mit Vergnügen können wir das kunstliebende Publikum benachrichtigen, daß der berühmte Künstler Herr — — auf seiner Kunstreise von Paris nach Petersburg hier eintreffen wird, und einige Kunstdarstellungen zu geben geneigt ist."

Mehrere Kunstfreunde.

Dafür bezahle die Insertionsgebühren — und hättest du den letzten Heller in der Tasche — pränumerando.

Bist du in dem Orte auf dem Pferde der Apostel, mit Schnell- oder Schneckenpost angekommen, so sey dein erster Gang im schwar-

zen Frack und reinen Vatermördern zu den Redakteuren der dortigen Blätter. Empfiehl dich ihrem Wohlwollen, überreiche ihnen ein halbes Dutzend Freibillets, und — läßt's deine Kasse zu — pränumerire auf einen Jahrgang ihrer Blätter gleich auf der Stelle. Das thut Wunder, und bahnt dir den Rosenweg zum Ziele. Während du die Thaler auf den Tisch des Redakteurs zählst, beginnen die Rosen schon zu knospen, welche deine Stirn und deinen Geldbeutel mit Erfolg kränzen werden.

Auf dem Anschlagszettel paradirst du — wie sich von selbst versteht — als Kammervirtuos des Fürsten von X. oder als fürstlich Ypsilonscher Hofschauspieler. Das macht Effekt, nimmt zum voraus für dich ein, und du gewärtigst eine bessere Einnahme.

In einem der Blätter des Orts erscheint am Tage deines Auftretens früh Morgens eine kurze Charakteristik deines Spiels, und ein namentliches Verzeichniß einer Reihe von Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen, die dir ge-

worden. Und am anderen Tage liest man in allen Blättern eine preisende Beurtheilung deiner Leistung am vorigen Abend — ein personificirter Lobengel mit dicken, vollen Hymnuspansbacken.

Am zweiten Tage nach deinem Auftreten enthält die politische Zeitung des Orts folgenden Avis, von dir anonym gegen Insertionskosten hineingestohlen:

„Mit Bedauern vernehmen wir, daß der berühmte Künstler Herr . . . , der vorgestern so herrliche Proben seines großen Talentes abgelegt hat, uns schon wieder verlassen will. Möge es ihm gefallen, noch länger in unsern Mauern zu verweilen, und uns wenigstens noch in einer Darstellung (Concerte) sein eminentes Talent bewundern zu lassen.

Mehrere Kunstfreunde.

Auf der Stelle — als wäre Jemand mit einer Hetzpeitsche dahinter her, läßt du im nächsten Zeitungsblatte nachstehende Annonce folgen:

„Veranlaßt durch die gütige Aufforderung in Nro. . . . dieser Zeitung, welche mein geringes Talent sehr ehrt, erlaube ich mir, einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum die ergebenste Anzeige zu machen, daß ich morgen noch eine Darstellung (Concert) zu geben gesonnen bin. Der mir wider Erwarten so zahlreich gewordene Beifall gibt mir die freudige Hoffnung eines ehrenden Besuchs dieser zweiten Darstellung.“

A. B. C.

Kammervirtuos Seiner Durchlaucht des Fürsten Cummokukuli.

oder

X. Y. Z.

Fürstlich Fitzliputzlischer Hofschauspieler.

Hast du dich zum zweitenmal hören oder sehen lassen, liebes Pfuscherchen, so streiche die Gelder ein, schnüre dein Bündelchen, komme nie wieder, und versuche dein Glück auf dieselbe Weise in einer andern Stadt u. s. w.

Das ist das große Geheimniß, ein großer Künstler zu werden, das kleine Hausmittelchen, zu Geld und Brod zu kommen; denn die Kunst geht nach Brod. Analog dieses Mittel von Malern, Dichtern, Schriftstellern angewandt, und es hilft. Versucht's nur! Probatum est!

Man thut in vielen Ländern viel für Vieles, in Deutschland wenig für Weniges, hie und da etwas für Kunst und Wissenschaft, aber für Künstler und Schriftsteller gar nichts. In Deutschland sogar besteht ein Gesetz, welches die Rechte der Schriftsteller bestimmt, während in Deutschland die Schriftsteller gar keine Rechte haben, nur — Hunger. Dagegen fördert man gar Vieles, sogar die Schweinezucht, selbst in Frankreich. Sogar Lafayette, der große Freiheitzüchter treibt nebenbei die Sauzucht — wer sollte es glauben! Noch neulich hat der große Freiheitsschöpfer zweier Welttheile bei einer ökonomischen Preisbewerbung konkurrirt, und ein Schwein vorgeführt, groß wie ein Esel, und den Preis errungen.

Wenn das die Schweine Westfalens erführen. Ich denke, sie würden an die preisgekrönte Mitschwester ungefähr folgendes Gratulationsschreiben ergehen lassen:

Großgewachsenes Schwein! Fettgemästete Sau!

Mit Seelenwonne haben wir aus der Zeitung ersehen, daß du, holder Zögling des großen Lafayette, Wundermeteor am Firmamente der Sauzucht, vor allen Uebrigen deines Geschlechtes des Ehrenpreises würdig befunden worden. Wohl bedarf es der Versicherung nicht, daß wir Alle voll inneren seligen Behagens ob dieser frohen Mähre unsre Rücken und Speckseiten recht weidlich an Stallthür und Pfosten gerieben. Wir erlauben uns dir, Olympischer Sieger, hiermit unsre ehrfurchtsvollen Glückwünsche mit lautpochendem Herzen darzugrunzen, und uns allesammt deiner Wohlbeleibtheit zu empfehlen.

O Tag des Ruhms und der Ehre, der Wonne und des Entzückens für die ganze Sauwelt, insbesondere für das gebildete Schweinegeschlecht Europa's von den Säulen des Herkules bis zu den Triften, worauf der längst im Herrn entschlafene Sauhüter Eumäos sich mit seinen Zöglingen erging. Eine Sau errang den Ehrenpreis, den grünen Kranz! Zernichtet werden unsere Feinde dastehen wie ein zerhageltes Aehrenfeld, verstummen werden unsere Neider, die unbedachtsam die Worte: Dumm wie eine Sau, schmutzig wie ein Schwein, Perlen den Säuen vorwerfen u. drgl. immer im Munde führen.

Die dunkle Nacht unserer Erniedrigung ist dahin, die Fesseln unsrer Knechtschaft sind zersprengt, der goldene Freiheitstag bricht an für uns. Würdig deines Herrn und Meisters, der zweien Welttheilen die Freiheit bereitete, bist du, edle Sau, des edlen Freiheitshelden! Du bist unser Lafayette! Eine neue Aera beginnt für uns! Das gol-

dene Zeitalter wird uns segnen und überschütten mit dem Füllhorn seiner Schätze.

Eine Sau so groß wie ein Esel — unerhörtes Begebniß, größtes Weltereigniß unsres Jahrhunderts. Du bildest einen neuen Abschnitt in der Weltgeschichte, worüber die Worte prangen mit Schwabacher Schrift: Lafayette, der große Freiheits- und Schweinezüchter und sein Riesenschwein. — Gedeihe und wachse, edle Sau!

Geschrieben im Lande der Schinken, Westfalen im Jahre 1832.

Die Deputirten der westfälischen Schweineschaft.

(Folgen die Unterschriften.)

XXVII.

Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der sie, was Allen so verständlich wäre, in einem kauderwelschen Kanzleistyle vortragen, ist ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem sie prahlen: wir Anderen lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber lasse der Himmel sein Manna herabregnen, ist ihre gränzenlose Herrschsucht, die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre, ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige, ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst, ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie Alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen kranken Phantasie erscheinen.

Börne.

Am Abend vor dem Gründonnerstage gab man in der hiesigen Garnisonkirche Graun's Tod Jesu zugleich zum Besten zweier wohlthätigen Institute. Die Versammlung, die sich im Gotteshause eingefunden, war zahlreich,

und die Musik würdig des Tages, ernst stimmend und feierlich erhebend. Von allem Irdischen, von allem niederbeugenden Druck des Alltagslebens befreiend wirkt die Kunst wohlthuend auf das Gemüth des Menschen. Leicht und stolz das Haupt emporrichtend schaut er das Göttliche. Und so wirkt die Musik vorzugsweise im Tempel der Anbetung. —

Und dennoch eifern und speien Manche wider Kirchenmusik. Wer sind die speienden Eiferer? Niemand anders, als die Mystiker und Pietisten. Nüchtern und kalt, wie in sich selbst vermummt, eingesponnen wie die Puppe im Winkel, soll der Mensch beten und Gott scheuen. — So wollen jene bedauernswürdigen Kopfhänger, jene traurigen Frömmler, jene gefühllosen Märtyrer ihrer selbst, jene grübelnden Duckmäuser von Jakob Böhm, dem Schuhflicker der deutschen Mystik, bis zu unsern en gros-Händlern der Mystik und der englisch-deutschen pietistischen Compagnie sammt ihren überall angesiedelten Faktoreien.

Während von allen Seiten Klaglieder Jeremiä über den darniederliegenden handellosen Handel angestimmt werden, macht man im lieben Vaterlande in Pietismus und Mystik gute Geschäfte, da sie Modeartikel geworden. Diese Handelsartikel sind nie flau; schlimmsten Falls hielten sie sich angenehm; ja sie wurden stark gesucht und gingen reißend ab in der schweren Zeit der Cholera in Deutschland, und bei den drohenden Aussichten zu einem europäischen Kriege.

Das Hinneigen zum Pietismus und zur Mystik — ich verlasse das eben begonnene Bild vom Handel und male es nicht weiter aus — ist eine geistige Cholera, wenn auch keine neue orientalische Krankheit, doch ansteckend durch Berührung mystischer Patienten und Annäherung an pietistische Spitäler. Alle ihre Symptome stimmen seltsamer Weise mit den Aeusserungen der asiatischen Seuche genau überein. Denn es zeigen sich Drang zum Stuhle, d. h. zum Kanzel- und Lehrstuhle, Convulsionen in

Armen und Händen, Verdrehungen der Augen, kein belebender Puls — kein warmer Herzensschlag, Eingenommenheit des Kopfes, unersättlicher Durst nach — der Quelle der Gnade, unstillbares Schmachten nach dem Himmelsborne, widrige Eruptionen in Liedern und Predigten, Traktätchen und Erbauungsbüchern.

Von dieser furchtbaren Epidemie, die das geistige Leben tödtet, ist insbesondere Preußen heimgesucht. Absonderlich ist die Haupt- und Residenzstadt der Heerd des *mystischen* Miasma und des pietistischen Contagiums. Die Berliner evangelische Kirchenzeitung, herausgegeben von dem Professor der Mystik, Hengstenberg, ist das officielle Cholerablatt, welches den Stand, die Verbreitung, den Zuwachs dieser Seuche genau angibt. Stark gebraucht werden die alten H e i l s m i t t e l — nicht Heilmittel — Müller's himmlischer Liebeskuß, das Paradiesgärtlein, Kuhbachs Morgensegen und die neueren Predigten und Traktätchen aus dem frommen Wupperthale. Das Hengstenbergische

Blatt aber ist das Arsenal des preußischen Pietismus, woraus Waffen und Munition nach allen zweiunddreißig Gegenden der Windrose versandt werden. —

Nach Berlin ist die Universitätsstadt Halle der Hauptheerd der Mystik, die zweite Hochschule des Pietismus in Deutschland, der Hauptbetsaal der Frömmlinge. Tholuck, Guericke und Valenti, das edle Dreiblatt, sind die Kathederkoriphäen der mystischen Theologie, die meisterlichen Exegeten der Apokalypse, mit welchen hier auch die ausübende Gerechtigkeit durch ihren adeligen Repräsentanten von Gerlach Arm in Arm wandelt zu Schutz und Trutz, die sich auch an anderen Orten, wo man durch subscribirende Bettelei und fromme Gefängnißvereine unterstützt, den Schächern und Sündern die Offenbarung Johannis predigt, ihrem Bestreben anschließt.

Den dritten Rang nimmt die Pietisten-Kolonie im Wupperthale ein, deren officielle Zeitung das Barmer Missionsblatt ist, stinkend

von Heiligenduft, das — um des alten Fabeldichters Lichtwer Worte zu gebrauchen —

Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

mit seinem ewigen Geleier von Fügung, Erbsünde, Erlösung, Heiligkeit, Gottes Fügung, Buße, Kasteiungen u. drgl.

Merkwürdig ist die Erscheinung, daß unter dem Officierstande in Preußen der Pietismus viele Rekruten angeworben hat. Ein treffliches Bild eines Helden, im Schlafrock und Pantoffeln, durch Ofen und Doppelfenster wider Kälte und frische Luft geschützt mit unersättlichem mystischen Glaubenshunger den Kempenschen Thomas und dergleichen alten pietistischen Quark zu verschlingen! Ein niedliches Genrestück, des Pinsels eines niederländischen Stilllebenmalers würdig, ein Corps von einem halben Dutzend solcher Pantoffelhelden in fromm-erbauender Versammlung bei Tabak und Bier zusammen zu sehen! —

Ostern, das Fest der Auferstehung naht. Möge es für Deutschland seyn ein Fest der Auferstehung der Freiheit des Volks, der Liebe zu seinen Fürsten, des Volksglücks und des Fürstenadels. Möge es bekunden, daß dem Tode des Volkslebens die Macht, der Tyrannei der Stachel genommen, daß das Volk erwacht sey zu ewigem Leben. Möge darauf folgen das Fest der Pfingsten, das herrliche Fest, wo geredet wird für alles Gute, Edle, Wahre, Schöne allüberall mit feurigen Zungen, und der heilige Geist inniger, fester, unzertrennlich = liebender Verbindung zwischen Deutschland's Fürsten und Völker herniederschwebe gleich einer Taube, den ewig grünen Palmzweig des Friedens und der Eintracht im Munde!

XXVIII.

Berliner Schwärmer, Raketen und Leuchtkugeln.

Nur ein poetisch Feuerwerk
Ist, Publikum, mein Augenmerk.
A. W. v. Schlegel.

Was wir wollen? — Etwas prasseln, etwas
leuchten, etwas schwärmen.
Das ist Alles, liebe Leser! — Möget ihr euch
drum nicht härmen.

Schaut — gereimte Knallraketen, ohne Feuer
und Gefährde,
Sollen lustig aufwärtssteigen, niederfallen still
zur Erde.

Mit Leuchtkugeln wir beleuchten, was bedeckt
Kaputz' und Mantel,
Gleichviel, ob es dumme Schaafe oder giftige
Tarantel.

Und die Schwärmer sollen schwärmen frei und
sonder Band und Klauseln,
Und verjährten Mißbrauch weidlich an dem alten Barte zauseln.

Ha — ich schaue, wie in Massen man zum
Feuerwerk sich drängt.
Immer näher, lieben Leutchen! Keinem wird
ein Haar versengt.

Geht auch hier 'ne alte P'rücke, dort ein steifer
Zopf in Flammen,
Ist's nicht gut, zum Feuertode alten Plunder
zu verdammen?

An den Spielen dieses kleinen, lustigen Autodafee's
Laben eine ganze Woche sich Berlin's ästhet'sche Thee's.

„Man so duhn" — so heißt das Motto des
Berliner Lebensbuches.
Schein ist Alles hier. Du zweifelst? — Willst
du — Sein, mein Lieber! Such' es!

„Na — wat kimmern mir die Polen, die laatsch-
potigen Lausparicken? *)
Jeh ick doch in die Comedje, und druf nach die
Wurstpickenicken.“ —

Virtuosen, Künstlerinnen aller Sorten, aller
Arten
Strömen nach Berlin, dem wunderschönen
Kunsttreibtollhausgarten.

Fremde, heimische Talente bieten Kunstgenuß
in Masse
Von der Elsler bis Jakoby, Sänger der Stall-
schreibergasse. —

Zauberin, du allgewalt'ge Elsler, in der Roll'
der Stummen!
Keins der tausend Mäuler wagte polizeiwidrig
zu brummen.

*) Läuseperücken.

Wüthen mogt' Vesuv im Aufruhr mit Aniello
um die Wette —
Alle Sinne der Berliner fesselt' deine Pirouette.

Oesterreich'sche Kunst der Füße, Wiener Zauberkraft der Schenkel,
Als Präservativ gen Aufruhr seid gelobt dem
letzten Enkel.

Spielt' ich einst den frommen Schleicher, spiel'
ich nun den Orthodoxen:
Für den Glauben — schwör' ich dreimal — laß
ich mich zu Tode boxen.

Und zum Streite stets gerüstet, katzbalgt' ich
zu hundert Malen
Mich bereits auf's Blut in „denen theologischen Journalen."

Wie vor Hunger sich die Jünger um des Meisters Brocken balgen!
Ominöse Zahl, du Sieben! Ein gedrängter
voller Galgen.

Der Packan dort an der Spitze, — — — —
Bellt: Auf, subskribire, Deutschland! Sey kein banger Hasenfuß!

Frisch gewagt, ist halb gewonnen! kläffen nach die Andren heiser.
Auf dem Titelblatt einst grünen ihre Namen — Lorbeerreiser.

Sieben Jünger sind beschäftigt, Meister's Werke zu verew'gen:
Nach dem Koran sieben Heil'ge — — — — Mahoms Wunder pred'gen.

Küßt in Demuth den Pantoffel mir, dem mächt'gen Pabst in Preußen!
Die kathol'sche Heerde leit' ich nach der Politik der Reußen.

Nicht bedarf Sankt Petri Schlüssels ich für meine Lämmerheerde;
Denn mein Dietrich paßt und öffnet 's Himmelspförtlein ohn' Beschwerde.

Immer rückt er näher, immer drängt er sich
gewichtig dichter,
Von Freimüthigkeit und seinem theuren Blatt
alleine spricht er.

Heimisch ist hier nicht d i e Tugend jenes Manns
im Holzschnittbilde.
Sahest du Oliven reifen auf Kamtschatka's
Eisgefilde?

Brennend brennt's an allen Ecken. — Brennen!
nur bei uns nicht brennt's.
Mein Präservativ ist trefflich. Wisset, daß
„Censur" man nennt's.

Ich verschreib' homöopatisch ein'ge Tröpflein —
Dinte nur,
Und im ganzen Lande findet sich vom Welt-
brand keine Spur.

Dieser jüdische Verleger, der mit Büchern trei-
bet Schacher,
Ist noch widriger als Knoblauch, Kipper, Wu-
cherer und Pracher.

Stets verlegen, daß verlegen werden die verlegten Waaren,
Bietet — Jedermann zum Ekel — er sie an mit Haut und Haaren.

Welche Seligkeiten sprossen Pilzen gleich um uns herum,
Wenn im Tivoli wir rutschen, gähnen im Elysium.

Solche Hochgenüsse werden dem Berliner Publikum;
Einen hätt' ich bald vergessen: unsren Wein, gebraut aus Rum.

Daß kein Knopf fehlt an den Hosen, sag' ich euch, bei der Parade!
Auf die Latten geht's — Gott straf' mir! wem ein Knopf fehlt, sonder Gnade.

Ach, wir Armen! Weg die Sonntag und die Elsler! Uns ergötzt
Nichts, als wäre das Theater längst auf halben Sold gesetzt.

Keine neue Oper brachte uns Spontini. Ach — wir harren
Jahrelang, und sind geworden — nach dem Sprüchwort — längst zu Narren.

Kaum kehrt er von Darmstadt wieder unser alte Bühnenhahn,
Holt er schon für unsre Bretter wiederum ein Ei heran.

Bürgerlich nennt er das Hahnei und Berliner Trauerspiel.
Wenig gibt's des Bürgerlichen, doch der Trauerspiele viel.

Was vom Staate er geschrieben und gelehrt einst ohne Salz,
War der Wissenschaft des Staates, was dem Ohre — Ohrenschmalz.

Der Politiker beweist euch nächstens ganz ad oculos:
Daß Virgil euch hatt' im Sinne, als er sang: procumbit bos.

Ferner wird er euch beweisen: Ruhe sey des
Bürgers Pflicht,
Und ihr dürftet euch nicht kratzen, wenn ein
Floh euch juckend sticht.

In vier Bänden gibt er nochmals, was er gab
vor Jahr und Tag,
Daß das undankbare Deutschland sein auf's
neu gedenken mag.

Dennoch bange, daß sein Name dem Gedächt=
nisse entflog,
Zeigt ein Neuwerk in fünf Bänden sorgsam
an der Katalog.

XXIX.

Ist es irgend etwas, das die klimatischen Abstufungen der Literatur bezeichnet, so haben wir in der Journalistik die untrüglichste Sicherung des Compasses. Vom Morgenblatt durch die Abendzeitung zum Mitternachtsblatte zieht sich dieser klimatische Prozeß, und uns Berlinern ist die Tantieme gestellt, entweder die literarische Nordpolshöhe bei uns anzuerkennen, oder jenem Progresse als dem unendlichen und somit gedankenlosen unsere Sandhügel zu eröffnen.

L. Gutzkow,
im Forum der Journal-Literatur.

Weißt du auch, wieviel Journale Berlin zählt? — Gerade so viel, als Wochen im Jahre. Der Freimüthige hat jüngst ein vollständiges Register nebst dem Preiskourse mitgetheilt. Aber welch ein Schofel ist darunter, von dem alten Freimüthigen bis zu den blutjungen Figaro und Quixote, dem Schatten des verschiedenen Berliner Couriers und des Eulenspiegels.

Wie die Berliner Droschken europäischen Ruf erhalten haben, und ihre linkische Unbeholfenheit und träge Schneckenschnelle im Vergleich zu ähnlichen Fuhrwerken anderer großen Städte zum Sprüchwort geworden, so ist's auch mit den literarischen Droschken Berlins, den Journalen. Die Berliner Zeitschriften sind unbeholfen, langsam, hölzern — kurz das Gegentheil von dem, was sie seyn und leisten sollen. Dabei sympathisiren die residenzstädtischen Droschkenfahrer der Literatur, die Journal-Redakteure mit den wirklichen Droschkenkutschern Berlins in mehr als einer Hinsicht, und das ganze Fuhrwesen, sowohl der Zeitschriften als Droschken der Haupt- und Residenzstadt Preußens, liegt im Argen, ist ein wahrer Augiasstall von alten Uebelständen, verjährten Mängeln und tief eingewurzelten Makeln, noch immer des räumenden Herkules harrend.

Gleich alten deutschen, holpernden Reichs-Postwagen setzen sich die Berliner Zeitblätter

an bestimmten Tagen und Stunden langsam und gemächlich in Bewegung, gehen ab — ob voll oder leer, darum kümmern sich ihre Schirrmeister nicht — meist leer oder mit leichter Lumpenfracht, rasseln dabei lärmend einher, als förderten sie schwere Fracht, und lassen die Postillons blasen aus Leibeskräften ohrzerreissende Töne, damit Alles an Thür und Fenster eile.

Also geberdet sich die Berliner Journalistik von Biester und Nicolai bis auf Gubitz und Häring, stets mit derselben hinkenden Lahmheit und hölzernen Unbeholfenheit, mit demselben hochmüthigen Eigendünkel und derselben naserümpfenden Selbstschätzung. Und diese Uebelstände sind alt und eingerostet, und die ausgeschliffenen Räder der Berliner Postkutschen knarren noch immerfort, wie vor einem halben Jahrhundert.

Vor einigen Jahren gewann es das Ansehn, als stände dem Journal-Postwesen Berlins eine totale Reform bevor. Ein Fremder

schuf — ein journalistischer Nagler — eine Schnellpost, neu und leicht gebaut, welche mit lustigem Peitschengeklatsche der Satyre und schmetternden Posthorntönen des Witzes urplötzlich daherflog, wogegen die alten Postwagen mit ihren neunundneunzig alten, schwerfälligen Attributen närrisch und erbärmlich aussahen. Saphir gründete im Jahre 1825 die Berliner Schnellpost und darauf den Berliner Courier, zwei Erscheinungen, welche ganz Berlin in Entzücken und die älteren Zeitschriften tief in der Achtung des Publikums herabsetzten.

Die steifen Journal-Postmeister sahen den Neuling als Usurpator an, der sich sans gêne Angriffe auf ihre Person und Eingriffe in ihre vermeintlich durch rechtsgültige Verjährung erworbenen Rechte erlaubte. Nieder mit dem Usurpator! war ihre Losung. Sie setzen sich zur Wehr, wagten sogar einen Angriff. Der Kampf des Einen gegen Alle begann; die berüchtigte Federschlacht des Einen wider Drei-

zehn ward geschlagen. Jener focht mit den scharfschneidenden Waffen des Witzes und Spottes, jene mit der stumpfen Wehr des nüchternen Ernstes. Saphir erfocht den glorreichsten Sieg, die Dreizehn erlitten eine lamentable Niederlage, sie, die gespornt von Ruhm- und Brodneid, und geblendet von unsinniger Wuth dem scharfen Stachel der Satyre nur die bloße Hand entgegenhalten konnten.

Einige Jahre nach diesem russischen Feldzuge des Berliner Journalismus räumte Saphir das eroberte Schlachtfeld freiwillig. Jubelnd nahmen die residenzstädtischen Journalfrösche Besitz von ihrem alten, ihnen entrissenen Terrain und koarten aus Leibeskräften, daß ihr Tyrann Storch, welcher sie mählig Alle, einen nach dem andern — zu verschlingen drohte, sie und seinen Thron verlassen. Und von diesem Tage an hüpften sie wieder lustig in ihrem stehenden, übeldunstigen Sumpfe umher mit leichtem Herzen, und laichten, waren fruchtbar und mehrten sich bis auf diese Stunde.

Nach diesem ersten Offensivkriege, welchen der Berliner Journalismus so unglücklich geführt, nach dieser großen Blätterschlacht, welche so schmachvoll verloren ging, gelüstete den Journalfeldherrn Berlin's nicht wieder, patriotische Angriffe und Ausfälle zu wagen. Heut zu Tage halten sie sich defensiv.

Besonders sind es die Berliner Zeitungen und politischen Blätter, welche immer gewaffnet und geschützt mit Schild, Panzer und Visier, jeden Hieb, Schuß, Wurf und Stoß abzuhalten streben; aber meist vergeblich. Der feindliche Pfeil hat schon geschwirrt und getroffen ehe die Helden den Schild heben, und während der Getroffene zappelt und wankt, beginnen die Blätter mit furchtbarem Geheul die zu späte Vertheidigung.

Die Staatszeitung, das politische Wochenblatt und die Buchholzsche Monatsschrift bilden die heilige Allianz, gewaffnet zu Schutz und Trutz, in steter Schlachtordnung mit dem Federschwert gerüstet, wiewohl diese Trias auch

unter sich — ist das Special-Interesse gefährdet — ficht. Zog doch Buchholz wider Jarke, oder vielmehr wider das Motto seines Wochenblattes das Schwert.

Auch auswärtige Blätter werden als Hülfskorps herangezogen z. B. die Augsburger Allgemeine, die Hannöversche Zeitung. Noch neuerdings, in diesen Tagen, hat sich das Nachbarland Hannover für Preußens Interesse gerüstet; denn die Hannöversche Zeitung that einige Noth- und Hülfsschüsse. Die Stuttgarter Zeitung war nämlich kühn und verwegen geraden Weges auf die preußische Armee losgerückt, hatte insbesondere ihr Geschütz auf das Officierkorps gerichtet und derb gefeuert. Es galt den Vorzug, der dem Adel wiederum in Preußen, und namentlich unter dem Officierkorps des preußischen Heeres, eingeräumt wurde, dem Kastengeist, der die bürgerlichen Officiere theils verdränge, theils ihren Eintritt und ihr Avancement erschwere. Ich glaube das nicht. Diesen Vorwurf will nun die Han-

növersche Zeitung zu nichte machen, diese Scharte des preußischen Officierschwertes auswetzen, die Ehrenwunden des Officierkorps heilen. In der dringenden Eile hat sich der Hannöversche Bader aber in der Salbe geirrt, und ein Pflaster aufgelegt, welches, statt zu heilen, die Wunde weiter offen und eine Heilung und Besserung a la Ballhorn nach sich zieht.

Falsch seyen — meint er — die Behauptungen, daß der Adel wiederum, wie im Jahr 1806, prädominire im Officierkorps, und daß unter den Artillerie- und Ingenieur-Officieren die Mehrzahl bürgerlich sey, daher rühre, weil es dem, in den Militairdienst tretenden jungen Adel an Kenntnissen und wissenschaftlicher Bildung fehle. Vielmehr gebe sich bei dem aufblühenden, jungen preußischen Adel ein wissenschaftliches Streben kund, daß es eine Lust sey. Er trete aber darum in die Infanterie und Kavallerie ein, weil er dort seine adligen Freunde und Bekannten finde; das sey der wahre, einzige Grund, weßhalb er nicht

die Artillerie wähle, und nicht Scheu vor dem Examen und Mangel an Bildung und Kenntnissen, da zudem die Prüfung, welche der Infanterie- und Kavallerie-Officier zu bestehen habe, dieselbe sey mit der des Artillerie- und Ingenieur-Officiers.

Das klingt ungefähr eben so, als die Behauptung: die Prüfung eines Hühneraugen-Schneiders sey identisch mit dem medicinischen Doktor-Examen. Und daß dieser ganze Noth- und Hülfsschuß der Hannöverschen Zeitung nichts als ein blinder Schuß, und das ganze Raisonnement mehr als erbärmlich und unüberlegt ist, bedarf wohl keiner Ausführung. Jedes gesunde geistige Auge erkennt es auf den ersten Blick. —

XXX.

> Die Journale und Encyklopädien sind die Straßen und Plätze der Literatur, die Kommunikationswege, die Märkte und respektive auch die Schlachtfelder. Ohne sie würde die Büchermasse nur einer ungeheuren Stadt gleichen, die voller Häuser, aber ohne Straßen wäre. Man kann leicht bemerken, daß es den Deutschen in ihren Häusern zu enge wird, daß sie häufiger als sonst *die öffentlichen Plätze besuchen*. Eine große Menge Journale führt der Meßkatalog an, und während von Zeit zu Zeit einige eingehen, entstehn dafür doppelt so viele wieder.
>
> Wolfgang Menzel.

Wien hat seinen Prater, Göttingen seine Würste, Heidelberg das große Faß, Erfurt seine Riesenglocke, Hamburg seine Lotzschen Originalien, Braunschweig seine Mumme, Hannover seinen Adel, München seinen Görres; aber Berlin hat, was Alle nicht haben, seinen — Stehely. —

Was ist Werners brillante, Courtins schöne, Josty's allbekannte Conditorei im Vergleich zu Stehely's journalreicher Conditorei? Stehely's Conditorei — Lesekabinet mit seinen hundert Journalen und Blättern ist das Eldorado der Pflastertreter Berlins, das Paradies der Novitätenkrämer der Residenz, die hohe Schule der Gardeofficiers und Beamten, die größte besuchteste Bildungsanstalt der Hauptstadt Preußens, welche von Jung und Alt, Arm und Reich, Gelehrten und Dummköpfen frequentirt wird, um den Durst ihrer Wißbegierde zu löschen, den Heißhunger ihres Geistes zu stillen, und den Kitzel ihres ästhetischen Gaumens zu befriedigen.

Sie ist die Fundgrube der Novitäten, das reiche Bergwerk der Neuigkeiten, der nie versiegende, ewigfrische Born der Ereignisse und Begebenheiten. Was wäre Berlin ohne Stehely? — Eine Glocke ohne Klöpfel, eine Uhr ohne Zeiger. Nur durch ihn ist Klang in allen

Thee's, Soirees, Pickenicks, Diners und Soupers, und durch ihn allein weiß Berlin, was es an der Zeit ist. Unter Schloß und Stange liegen sie da die Herolde des Tages, die Postillone und Couriere der Literatur und Politik, die papiernen Telegraphen — die Journale, Zeitschriften, Zeitungen und Blätter. Sie verwandeln die Stunden in Minuten, die Langweile in Kurzweil; sie verbannen das Gähnen und verscheuchen antiopiatisch den Schlaf. Emsig und vertieft sitzt man hier in Journale und Pfannkuchen, in Zeitungen und Bisquits. Marklose Geschöpfe stärken sich durch Markpastetchen, Windbeutel speisen ihres Gleichen, und machen Wind; süße Herrchen lecken Bonbons und Baisers — jeder findet hier, was er sucht in Journalen und Gebackenem; gleich und gleich gesellt sich hier in jeder Hinsicht. Stehely's Conditorei ist der untrügliche Barometer des Berliner Geschmacks, die Wetterfahne des politischen Windes der Residenz, der Hydrometer der Literatur und Journalistik, die Lügenzeitung und

der officielle Moniteur der Politik, das Panorama der Berlinerei.

Will man Journale und Zeitungen lesen, so gehe man zu Stehely; man hat dort Auswahl, und Neu- und Wißbegier finden gehörige Befriedigung. Ruhig und verträglich sind daselbst ihrer beinahe Hundert zusammen, Blätter von allen Farben, Zeitungen von allen Formaten, Journale von allen Constitutionen zu einer großen Zeitschriften-Ausstellung versammelt, alle unter Schloß und Stange. Aber trotz Schloß und Stange werden einzelne Blätter oft mit Gewalt entführt, wie dieß noch neulich mit den Beilagen zur Augsburger allgemeinen Zeitung der Fall war, worin Heine über Frankreichs Zustände sprach.

Einer meiner literarischen Freunde hat unlängst eine zusammenstellende Charakteristik der deutschen Unterhaltungsblätter verfaßt, die ich hier mittheile. Der Vorrang gebührt — also beginnt er — dem Morgenblatte. Nicht sein Aeußeres hat ihm diesen Ruf verschafft —

denn in diesem Betrachte gehört es unstreitig zu den schlechtesten — sondern sein innerer Gehalt. Jeder Leser „gebildeter Stände" findet darin angemessene Unterhaltung, da die Redaktion besonders auf Manchfaltigkeit ihr Augenmerk richtet. Die Correspondenznachrichten rühren von tüchtigen Männern her, und entbehren des leeren, langweiligen Theatergeschwätzes fast ganz; bei Aufnahme von Gedichten wäre grössere Sorgfalt zu wünschen. Zwei Beiblätter werden zugegeben: das Literaturblatt und das Kunstblatt. Ersteres entstand aus einem früheren literarischen Anzeigeblatt; den Büchern wurden kurze, empfehlende Notizen angehängt, darauf wurden kleine Recensionen gegeben, Böttiger lobhudelte gleichfalls darin, bis das Blatt unter Müllner's Leitung als kritisches Blatt sich vortheilhaft auszeichnete. Wolfgang Menzel übernahm hierauf die Redaktion; das Blatt hob sich noch mehr; energische Kritik wird partheilos, frei und unbeschränkt darin geübt. Die meisten Kritiken,

welche es enthält, haben den Redakteur zum Verfasser, der fern von der Philisterhaftigkeit „der altergrauen, moosbewachsenen Literaturzeitung,“ von der breiten Schwatzhaftigkeit der Blätter für literarische Unterhaltung und den nüchternen Saalbadereien und widrigen Lobhudeleien des Wegweisers der Abendzeitung, sich kräftig, frei, rücksichtslos und lebendig ausspricht. Mit Recht kann man behaupten, daß Menzel ohne Nachtmütze, Lehnstuhl, Schlafrock, Pantoffeln und Oellampe zu Gericht sitzt, fünf sonst nothwendige, gleichsam verjährte Requisite der deutschen Recensenten, welche sich — nach Jean Paul — zu Kritikern verhalten wie Scharfrichter zu Richtern. Ein gleiches Lob kann dem Kunstblatte nicht ertheilt werden, welches nur nach allgemeinem, bestimmten Plane, nicht aber nach festen, kritischen Grundsätzen wie das Literaturblatt redigirt wird. Hier steuern Viele bei, und jeder pfeift und singt, wie ihm der Schnabel gewachsen.

Den direkten Gegensatz zum Morgenblatt

bildet die Abendzeitung. Auch nicht einen einzigen Vorzug hat sie mit jenem gemein; ihr Inhalt beschränkt sich auf Erzählungen und Novellen ohne Ende, Lückenbüßer und Raumfüller jeder Art, schlechte Reimereien und ellenbreites Theatergewäsche. Geistloser und niederträchtiger, als die deutsche Poesie und Kritik in der Abendzeitung unter Theodor Hell's Aegide gehandhabt wird, kann sie nicht gehandhabt werden; Hell verdient wegen seines Extrems der Geistlosigkeit unsterblich zu werden — sagt wahr und unumwunden W. Menzel. Und wahrlich, in den letzteren Jahren — von früheren, besseren Zeiten kann längst nicht mehr die Rede seyn — ist diese Geistesarmuth auf's Höchste gestiegen, und widert an mit allem ihrem Ekel. Der äußeren Einrichtung nach ist nichts versäumt; aber die Ausführung — da sitzt der Knoten.

Ein Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften, welcher im literarischen Labyrinthe den Weg weisen

soll durch kritische Fingerzeige, eine Beilage unter der Rubrik: Einheimisches, welche die einheimischen (Dresdner resp. sächsischen) Kunst- und Literaturangelegenheiten besprechen sollte; Didaskalien in Bezug auf die Theater in Dresden und Leipzig, und ein artistisches Notizenblatt, redigirt von Böttiger, wurden in den letzten Jahren beigegeben. Allein es war, als könne in der Nähe des böotischen Dunstkreises der Abendzeitungs-Redaktion keine schöne Blüthe, keine erfreuliche Frucht gedeihen. Die kritischen Fingerzeige des Wegweisers, die einheimischen Relationen, die Theaterdidaskalien und die artistischen Notizen weisen alle auf einen Weg hin, der vom rechten Pfade abführt; sie alle sind wahre Irrwische. Lobhudelei und Oberflächlichkeit vertreten die Stelle eindringender Wahrheit; Leerheit ist die Repräsentantin gediegener Beurtheilung; geistarmes Geschwätz ist der wohlfeile Remplacant kritischen Scharfsinns — kurz, wie die Abendzeitung statt Un-

terhaltung nur Langweile erzeugt, so verfehlen auch die Beiblätter ihren Zweck, wie es denn auch nicht anders seyn kann, wenn ein Böttiger lobhudelt, sämmtliche Mitarbeiter sich gegenseitig bei jedem Anlasse becomplimentiren, ein Nürnberger den Gelehrten affektirt, ein Bönecke sich zum Recensenten der verschiedenartigsten Bücher aus allen Fächern aufwirft, ein Richard Roos und Hohlfeld die Poeten spielen, und Schauspieler und Gymnasiasten als Theaterrichter figuriren. Kein Fünkchen von Poesie erwärmt, kein Hauch von Fantasie belebt, kein Witz ergötzt, kein Urtheil erfreut, keine Mittheilung interessirt. Will man durch die Wüste Sahra der deutschen Journalwelt waten, so nehme man die Abendzeitung, und keine freundliche Oase duftet, kein frischer Quell lacht uns entgegen, kein erfrischender Lufthauch weht uns an. Und dennoch existirt das Blatt, und wird noch fernerhin vegetiren. Indeß — es gibt Manches in der Welt, worüber man den Verstand verlieren könnte.

Die Zeitung für die elegante Welt ist, wiewohl sie erst ihr einunddreißigstes Lebensjahr zurückgelegt, eine alte Thee- und Betschwester geworden. Früher flink und munter, kauert sie nun bedächtig und redselig, bringt fromme Gedichte und harmlose kritische Anzeigen aus der Feder ihres Redakteurs, Methusalem Müller, auf den Journal-Markt Deutschlands zu Kauf, nebenbei lange Briefe und Neuigkeiten, sogar vom großen Bernhardsberge, regelmäßige Correspondenzen aus Schwaben in großer Menge, konversirt viel über Mord, Todschlag und andere Todsünden des Katechismus, und zeichnet sich durch Mittheilungen im Fache der Erzählung von besseren Schriftstellern aus. Ludwig Rellstab zu Berlin ist ihr besserer Correspondent unter der großen Zahl ihrer schlechten Billetdourscribenten, und das Intelligenz-Blatt liefert zum Frommen der Leser einen successiven Meßkatalog.

Der Gesellschafter *) hat sein fünfzehntes Lebensjahr erreicht. Er bringt keine umfangreichen Erzählungen, keine darmlangen Theaterberichte und Correspondenznachrichten (mit Ausnahme der Münchener), keine weitläufigen Kritiken, sondern Alles kurz, wenn auch nicht bündig, gerade Behuf der Conversation in Gesellschaften, Theezirkeln u. s. w., um nach seiner Anleitung hier über Alles — und wäre es auch über Nichts — mitsprechen zu können. Wie der „wohlunterrichtete Hausfreund" für den Hausbedarf, so sorgt der Gesellschafter für den Gesellschaftsbedarf. Was will man mehr? Eine Beilage: der Bemerker, bemerkt seit längerer Zeit weniger und immer seltener, und hat die letzte Zeit hindurch ganz geschwiegen, wogegen sich ein anderes Beiblatt: Kunst und Gewerbe betitelt, zur Zeit der Berliner Kunst- und Gewerbe-Ausstellungen gewaltig breit macht, und zwar über die Aus-

*) Ueber die Berliner Journale habe ich mein Urtheil im zweiten Briefe niedergelegt.

stellungen. Ein unlängst ausgeschriebenes Preis-Wettrennen hat viele Wettrenner herbeigerufen; sie haben auch gerannt und wettgerannt, aber das vorgesteckte Ziel nicht erreicht, und der Turnierherr Gubitz hat nichts destoweniger allen Wettrennern eine silberne Medaille versprochen. Ist das nicht ächt turniermäßig?

Der Freimüthige ist bereits ein siebenundzwanzigjähriger Bursche geworden, und bringt statt der Freimüthigkeit selbst — den Ritter Ulrich von Hutten als Symbol derselben, aber im möglichst schofelsten Holzschnittskonterfei, auf jedem Blatte zur Schau. Von Kotzebue gegründet und interessant durch die Federfehden seines Gründers mit der damaligen Schlegel-Tieck'schen Schule, gerieth er später unter die Zuchtruthe des Dr. Kuhn, der ihn mit Uebersetzungen aus dem Französischen aufgestopft dem deutschen Lesepubliko producirte, wodurch er mindestens diese literarische Eigenthümlichkeit erhielt und besaß. Seit er mit dem Jahre 1830 den Beinamen: Ber-

liner Conversationsblatt erhielt, d. h. mit dem dießnamigen, von Willibald Alexis (Häring) und Friedrich Förster redigirten Blatte zusammengeschmolzen ward, verlor er auch diese geringe Eigenthümlichkeit, und trat charakterlos auf bis auf diese Stunde, wo er nur den Häring allein noch als Herrn anerkennt. In letzter Zeit setzte er gar noch die politische Brille auf die Nase, sah aber bald oft gewaltig über den Gläsern her, bald aber durch dieselben ein X für ein U an. Wie konnte es anders seyn? Man bedenke: Ulrich von Hutten, der alte deutsche Ritter mit einer Brille auf dem Nasenhöcker. Das Gedichtchen: drei Worte, drei Farben betitelt, dessen Verfasser, laut öffentlichen Blättern, wegen der darin ausgesprochenen Tendenz Allerhöchsten Orts kassirt ward, machte, daß man von dem sonst wenig beachteten Blatte sprach.

Die Mitternachtzeitung war als Mitternachtblatt unter der Leitung seines Stifters Müllner der Wolf, der in der

deutschen Zeitschriften-Schafheerde eingebrochen und Posto gefaßt hatte, und darin wüthete und zerfleischte. Jetzt hat das Blatt die erbärmlichste, zahmste Lammsnatur adoptirt, und blökt nichts als Erzählungen und Gedichtchen, saft- und kraftlos. Kurz — seit Müllners Tode trat im Mitternachtblatte geistige Mitternacht ein; kein Witzblitzstral zuckt durch das Dunkel; kein poetisches Wetterleuchten erhellt, kein heiterer, kräftiger Gedankenstern blinkt, nicht einmal Streckcharaden-Irrwisch täuscht.

Die Leipziger Modenzeitung, trotz ihres einunddreißigjährigen Alters noch immer jung und frisch durch ihre Modekupfer und Novitäten aus der Modewelt, die vielgeliebte und vielgesuchte Freundin von Schönen, Schneidern und Haarkräuslern, will ihre literarische Bestrebungen nur als Beigaben, als Mittel zum Zweck betrachtet wissen. Ihr Hauptaugenmerk sind die Moden und ihre Wandelbarkeit; aber dadurch, wie sie ihren Nebenzweck erreicht, beschämt sie manch anderes

Journal. Die Blätter aus der Gegenwart, welche mit ihr seit Jahresfrist verbunden sind, bieten manches Interessante.

Die Hebe wurde vor sieben Jahren aus einer Jugendzeitung in eine Zeitschrift für ernste und heitere Unterhaltung metamorphosirt. Ihre Gevatterin, die ewigjunge Hebe, die Mund- und Nektarschenkin von der Göttertafel, ward dieses hohen Hofchargenamtes bekanntlich verlustig; das Pathchen kann sich freuen, nie der Gefahr einer solchen Amtsentsetzung sich ausgesetzt zu sehen, da sie niemals am deutschen Journaltische Nektar, sondern höchstens nur dickes Bier gespendet hat. Ohne Jugend- und andere Reize will sie durch eitles, leeres, dünkelhaftes Wesen gefallen, wodurch sie nur noch mehr fallen kann, als sie bisher gethan hat.

Die Blätter für literarische Unterhaltung sind die Wiedertäufer unter den verschiedenen Sekten der deutschen Journale; bei ihrer Geburt ward ihnen der Name: litera-

risches Conversationsblatt beigelegt. Durch die Wiedertaufe glaubte man dem Kindlein eine höhere Stellung gegeben zu haben; aber es war und blieb der alte Vetter Michel, ein Chamäleon, charakterlos, ohne bestimmte Grundfarbe in zahllosen Farben schillernd. Hier wird das Schlechteste gelobt und das Beste getadelt, und wiederum das Beste gelobt und das Schlechteste getadelt, Alles still und friedlich neben und nach einander. Keine Form des Lobes und des Tadels ist ausgeschlossen: Kanzelton und Kanzleistyl, kurze Reime und breite Abhandlung, Kathedervortrag und Schriftenexcerpte, barsch und weinerlich, süßlich und bitter, angenehm und sauer wechseln mit einander ab. Und da dem Einen dieses, dem Andern jenes gefällt, dem Schaafe Salz schmeckt, dem Esel Disteln munden, so findet die literarische Unterhaltungs-Tafel Beifall, weil jeder nach Geschmack und Ungeschmack wählen kann unter den verschiedenen Schüsseln. Und das ist gut, heißt es im

Dorfbarbier — und für den Beutel des Verlegers noch besser.

Die Damenzeitung ist nur zwei Jahre alt geworden, und ward dann in veränderter Gestalt als Zeitspiegel in Heften producirt. Sie zeichnete sich durch Manchfaltigkeit der Mittheilungen aus, war indeß nicht frei von den Mängeln und Schwächen ihrer Colleginnen. Der Name des Redakteurs, C. Spindler, hat einen guten Klang; allein der Name macht nicht Alles gut; das Werk muß den Meister loben. Spindler steuerte selbst wenig bei, und was er beisteuerte, bestand aus schnell entstandenen, flüchtig hingeworfenen Produktionen, sogar nach dem Französischen. Nicht anders ist es seit ihrer Metamorphose geworden. Der Zeitspiegel ist das Spiegelbild der Damen-Zeitung.

Hesperus flimmert schon viele Jahre am deutschen Journalhimmel. Was soll man von ihm sagen? Eine Xenie könnte ihn also charakterisiren:

Nahe am knurrenden Oefchen des Abends,
wenn Hesperus flimmert,
Sitzt man so heimisch, so traut, plaudert
Altweibergeschwätz.

Altweibergeschwätz ohne Plan und Richtung ist das Produkt des Hesperus. Er ist die Kaffeeschwestern= und Altbasen=Kaffeevisite, der Klatschthee unter den deutschen Blättern, und bringt Vieles, aber nicht viel, mitunter neben dem Irrelevanten und Abgeschmackten gar Gemeines und Alltägliches.

Die Originalien haben das Originelle, daß sie wenig Originale und viel Uebersetztes liefern. Sie sind harmlos und Frieden liebend, lassen Jedem gern das Seine und in Ruhe, froh, wenn man sie nicht in ihrer Ruhe stört.

Der Dresdner Merkur hatte lange Zeit hindurch viel verloren. Der Handel ist nach allgemeiner Klage schlecht; wie sollte es dem Gott des Handels besser gehen? Sonst zeich=nete er sich durch brillante, kritische Theater=

Ausstellungen aus; dann verkehrte er am liebsten mit sächsischen Landesangelegenheiten, Communalgardisten, Bürgergarden, und spielte den liberalen Peter dem übrigen Deutschland zum Ekel, welche Rolle er auch noch unter dem Mantel einer Bürgerzeitung fortspielt.

Der Komet wurde seit Januar 1830 sichtbar in Deutschland. Er irrt nicht nach Kometenart bahn- und planlos einher am Journalhimmel, hat vielmehr seine bestimmte, feste Bahn, und bringt ein Freund des Wanderns nicht allein eine Reisezeitung mit Reisebriefen, Ausflügen, Reisebildern, Wanderungen, Reiseskizzen, Reiseepisteln u. s. w., sondern außerdem noch eine Menge Reisekorrespondenzen. Möge er sein schönes Ziel erreichen, wohin er rastlos strebt; möge der Beifall, der ihm geworden, seine Schritte beflügeln!

Als sein Antipode trat auf der Planet, eigentlich: Unser Planet geheißen, der nicht einmal das alltägliche Brod der Jour-

nalfreunde — Erzählungen — seinen Lesern reichte, sie vielmehr mit allerlei wohlfeilen, entlehnten Gerichten abspeiste, und tagtäglich schlechter, magerer und ungenießbarer kochte, bis er späterhin sich etwas zusammennahm, und nun, vielen Journalen gleich, manche übertreffend, seine tägliche Bahn wandelt, manchfaltig unterhaltend.

Die Erholungen, von Georg Döring herausgegeben, sind treffliche Opiate; sie erreichen mithin ganz ihren Zweck; denn was gewährt bessere Erholung nach der Tages Last und Hitze, als ein tüchtiger Schlaf? Und diesen befördern die Döring'schen Erholungen aufs Beste.

Der Eremit von Fr. Gleich ist ein wandernder Jude, schachernd mit den Kleinodien, wie Lappalien anderer Blätter, in neuer, verschiedenartiger Fassung sie wieder ausbietend.

Die Eos aus München, früher die Antipodin eines jeden Liberalismus, sey er, wer er wolle, der Triumphbogen des krassesten

Katholicismus, die Walhalla göttlicher Grobheit unter Görres, des literarischen Chamäleons Mitwirkung, scheint dahin zu streben, bald für verschollen erklärt zu werden. Wir rufen ihr zum voraus zu: Sit tibi terra levis!

Die Miscellen von Bran sind ein wahrer Mischmasch übersetzter Ingredienzien aus dem Französischen in allen Arten und Farben, ohne daß irgend eine vorherrscht unter den andern, ein Potpourri Pariser Gerüche, wohlduftend und übelriechend.

Columbus, amerikanische Miscellen, nach dem Namen des Entdeckers des vierten Welttheils getauft, entdeckt deutschen Lesern Kampf und Fortschreiten, Stillestehen und Sinken, Leben und Streben der verschiedenen Staaten Amerika's in mancherlei, jedoch größtentheils schwachen Umrissen und matten Schattenbildern.

Die Wiener Theaterzeitung von Bäuerle hat für Wien's Schauspieler und

Theaterfreunde Interesse, weniger für das übrige Deutschland.

Manchfaltiger ist die Wiener Zeitschrift von Schickh.

Die Achener Modenzeitung ist reich an Modebildern, aber dürftig in ihrer literarischen Ausstattung, welche sie, wie die Moden, meistentheils Pariser Blättern und englischen Almanachen entlehnt.

Die Modeblätter von der fingerfixen Vielschreiberin Amalie Schoppe zeichnen sich durch Nichts aus; sie sind der Wiederhall der Leipziger Modezeitung. Ob sie bereits Todes verblichen, weiß Ref. nicht.

Das Ausland ist das literarische Leihhaus Deutschlands, welches gegen hohe Procente ihren Lesern unbedeutende Summen meist in französischen und englischen Münzsorten vorschießt; viele Münzen, bereits lange im Auslande von Hand zu Hand gegangen, haben ihr Gepräge fast ganz verloren. Dagegen sind

die Originalbeiträge dieses Blattes originell und gut.

Die Nürnberger Blätter von Dr. Spatzier, geboren am 1. Juli 1830, haben bereits das Zeitliche gesegnet. Ihr Vater mußte sie ihrem Schicksal preisgeben und aussetzen, weil er urplötzlich des bairischen Landes verwiesen ward. Trotz seiner Jugend hatte das Kindlein die starke Stimme eines Mannes und lallte ernste Abhandlungen und breite, wenn gleich gediegene Dissertationen, hielt aber auch kürzere geistvolle und kräftige Reden an die deutsche Nation, besonders an Baierns Volk.

Hell und heiter war Saphirs deutscher Horizont im Beginne, erleuchtet von den Sonnenstralen seines Witzes. Aber jetzt dunkelt er tagtäglich mehr; die freundliche Bläue wird tristes Grau, nur hie und da von dem Wetterleuchten seines Humor's erhellt.

Die Hamburger und Münchener Lesefrüchte sind die Piraten auf dem deut-

schen Journal-Ocean, und viele Provinzial-Blätter fristen als Taschendiebe ihr stilles, geheimes Leben, das meist kurze Zeit währt; denn ehrlich währt am längsten — sagt das Sprichwort. —

XXXI.

Die Schneiderrevolution in Berlin.

Reminiscenz aus dem Jahre 1830.

Ach! thät man erst der Balg die Kiekers zuthun; denn jing ick nach die Revolution.

Seufzer einer Berliner Kindermagd bei der Wiege.

Dunkel, von Gaslampen erhellt. Straße. Ein großer Menschenhaufen hat sich zusammengedrängt. Lärm und Geschrei.

Ein Nachtwächter

drängt sich in die Mitte des Haufens.

Heisa, Juchheisa, Dudeldumdei!
Das geht ja laut her. Bin auch dabei!
Ist das ein Haufen ruhiger Bürger?
Sind wir Kosacken? Sind wir Türkenwürger?
Treibt man so mit der Obrigkeit Spott,
Als hätte die Polizei, der allmächtige Gott

Nicht Gensdarmen und Nachtwächter, die könn-
ten drein schlagen?
Ist's jetzt Zeit zu blauen Montagen?
Zu Wurstpickenicks und Tanzgelagen?
Quid hic statis otiosi?
Was steht ihr und legt die Hände in Schoos?
Die Revolution ist in Frankreich los,
Das Bollwerk der Niederlande ist gefallen,
Brüssel ist in der Insurgenten Krallen.
Und ihr seyd hier in der Residenz Berlin,
Schlendert nach Wisotzky und Herig hin.
Kümmert euch mehr um d i e Stich als d e n Stich,
Wetzt lieber den Schnabel als die Nadel,
Treibt euch lieber herum mit der Dirn
Als mit Fingerhut, Scheere, Nadel und Zwirn.
Die Meister trauern in Sack und Asche;
Ausgeleert ist eines Jeden Tasche.
Es ist eine Zeit des Mangels, der Noth;
Es regnet kein Manna, es geschehn keine
Wunder.
Die Bäcker backen gar kleines Brod,
Davon schneidet man nicht viel Schnitte herunter

Die Meisterwelt ist ein Klagehaus;
Die Gesellenwelt lebt in Saus und Braus.
Daß Gott erbarm! Der Meister Reich
Liegt ganz und gar außer ihrem Bereich.
Die Meister sind worden dienende Geister,
Die Gesellen-Herberge ist des Handwerks
Todtenbett und Särge.
Die Schneider-Innung hat keine Geld-
Gewinnung,
Und all die gesegneten Handwerks-Zünfte
Haben alle kein Geld und keine Einkünfte.

Woher kommt das? Das will ich euch ver-
künden!
Das schreibt sich her von eurem Schlendern
unter den Linden,
Von dem faulen und vornehmen Leben,
Dem sich die Gesellen alle ergeben.
Denn der Müßiggang
Ist aller Laster Anfang.
Auf das Laster folgt das Uebel
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel.

Hinter dem U kommt gleich das Weh:
Das ist die Ordnung im A B C.

Ubi erit victoriae spes — Ei — ei!
Si offenditur Deus! Wie soll's gehen,
Wenn man will trotzen der Polizei,
Statt fleißig auf dem Tische zu nähen?
Die . . . . in Berlin
Fand den verlornen cul de Paris wieder;
Der . . . erhielt seinen Adel wieder;
Aber wer bei den Schneidergesellen sucht
Fleiß und Sitzsamkeit und gute Zucht,
Der wird nicht Viele zu Hause finden:
Zu Hunderten gehn sie unter den Linden.

Zu dem Aeltesten des Schneidergewerks
Kamen die Schneiderburschen gelaufen,
Die sich thäten besaufen und raufen,
Fragten ihn: quid faciamus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen von der
Polizei los?
Et ait illis. Und er spricht:

Neminem concutiatis,
Ruhe ist des Gesellen erste Pflicht;
Neque calumniam faciatis,
Wenn ihr ruhig seyd und euch fügt,
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit eurem Wochenlohn,
Dann gibt sich Alles in Ordnung schon.
Es ist ein Gebot: Du sollst im Schweiße
Dein Brod verdienen mit Thätigkeit und Fleiße.
Aber wen sieht man mehr als euch faullenzen,
In allen Kneipen und Schenken herumschwänzen?
Glaubt mir: wenn ihr für jegliche Stund',
Die ihr faullenzt, verlört n'en Zahn aus dem
Mund,
Ihr könnt's mir glauben — bei meiner Ehr!
Ihr hättet längst keinen Zahn im Munde mehr.
Ein Schneider war auch Meister Fips;
Aber wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß er ein solcher Saufbold gewesen,
Oder ein Spitzbub', wie Tullian Lips?
Sollte man den Mund doch — ich sollte
meynen —

Nicht weiter aufthun, als zu *einem* Hieb.
Aber ihr nehmt soviel ihr könnt, wie ein Dieb.
Den Magen ihr stets überfüllt,
Bis daß er rülpset und überquillt.

Wieder ein Gebot ist: Du sollst nicht stehlen.
Ja — das befolgen die Meister nach dem Wort;
Denn sie tragen Alles offen fort.
Vor ihrem Schneiden und Scheerengriffen,
Vor ihrem Maaßnehmen und Diebeskniffen
Ist kein Stück Tuch geborgen. Ein Wisch —
So heißt's — und ein Stück spaziert unter den Tisch.
Was sagt der Prediger: Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Morgenbrode.
Aber wie soll man die Burschen loben,
Kommt doch das Uebel all von oben.
Wie der Meister, so der Gesell;
Beide sind reif zum ewigen Feuer der Höll'.

Einige Schneidergesellen,

aus dem Haufen hervortretend.

Herr Nachtwächter, uns Gesellen mag er schimpfen;
Den Meister soll er uns nicht verunglimpfen.

Nachtwächter.

Schweiget! Dico vobis hoc:
So ein stinkender Ziegenbock,
Trägt seidenes Futter, spielt den Großen,
Und hat das Heldenherz in den Hosen.

Ein Meistergesell, drohend.

Laß er uns das nicht zweimal hören!

Nachtwächter.

Halt das Maul! Ich laß mich nicht stören.
So ein Bramarbas und Eisenfresser
Glaubt, er wüßte alles weiser und besser,
So ein tölpelhafter Herodes —

Meistergesell.

Kerl, halt's Maul! Du bist des Todes!

Nachtwächter.

Polizeisergeanten und Gensdarmen,
Helft! Wir wollen uns des Schreiers erbarmen!
Ist er doch Allen ein Stein
Des Anstoßes und Aergernisses
Mit seinem Lärmen, Toben und Schrei'n.
Schnell ihn zur Hausvogtei abgeführt;
Dort wird er radikal kurirt.

Der Meistergesell wird abgeführt von Gensdarmen. Der Haufen verläuft sich. Der Nachtwächter pfeift elf Uhr.

XXXII.

Berlin wie es ist.

In Parallelen, Anekdoten und Aphorismen dargestellt.

Berlin ist ein großes Krähwinkel.

H. Heine.

In allen großen Städten findet man ein Volk, in Berlin nur Gebildete und Pöbel; daher kein Volkssinn, keine Volksfeste, kein Volkstheater in Berlin.

Ein Eckſteher fragte seinen Kameraden: Weeßt du schon, daß wir enen neuen Minister gekriegt haben? Ne — war die Antwort — ick dachte, die Wittwe würde et fortsetzen.

Zwei Straßenjungen zu Wien raufen sich in der Himmelspfortstraße. Es versammelt sich eine Menge Menschen, bemüht, sie auseinander zu bringen. Sie sagen: Na, Buabna, seyd's gescheidt! — Gibt's a Friad! (Frieden). Ihr Schlanklen, seyd ruawi! (ruhig). In Berlin balgen sich in der Königsstraße zwei Straßenbuben. Leute versammeln sich, und hetzen beide Jungen noch mehr aneinander. Der Eine ruft: Halt en man fest! Der Andere schreit: Jib dem Racker man eens uf's Oberkapitolium! — Man zu! — Druf los! u. s. w. Und so adelt sich das ähnliche Benehmen bis zu den kunst- und literarischen Straßenbuben hinauf.

In Berlin gilt überhaupt der Schein der Dinge am meisten, was schon die allgemeine Redensart: „man so duhn" (thun) hinlänglich andeutet.

Der Berliner ist außerordentlich wohlthätig. Aber er gibt mit dem Kopf, nicht mit dem

Herzen. Berlin ist das unendliche Thränentuch, welches oft und stets willig die Thränen jedes Unglücks trocknet.

Auch in Paris herrschte unter dem Pöbel der Wahn: nicht die Cholera raffe so Viele dahin, sondern man habe das Wasser ꝛc. vergiftet. Tobende Schaaren zogen durch die Stadt. Einem solchen begegnete ein Arzt: Seyd ihr rasend? sprach er sie an — nur die „barbares du Nord“ können so etwas glauben, kein gebildetes Volk, wie die Franzosen. Der Haufen verlief sich schweigend. Der Berliner Pöbel kann nur durch Polizeigewalt beschwichtigt werden; er hat und kennt keinen point d'honneur.

Ein Berliner Censor wollte nicht eher den Druck eines Gedichtes mit der Aufschrift: An meine Nachbarin gestatten, bis ihm gesagt worden, wer die Nachbarin sey.

Derselbe Censor verweigerte die Aufnahme einer Charade, deren Auflösung „Kammerherr“ war, weil „auf hohe Hofchargen keine Charaden gemacht werden dürften.“

Derselbe strich von dem Titel einer unter dem Namen „Narren-Zeitung“ projektirten Zeitschrift, die letztere Hälfte — das unschuldige Wort: Zeitung, jedoch ohne Angabe des Grundes, während ein anderer Berliner Censor den Abdruck des ganzen Titels gestattete.

Unsrer Justiz ist noch eine Nase angewachsen; sie hat jetzt zwei wächserne Nasen, die man drehen kann — bemerkte Jemand. Wie das? fragte ein Anderer. Nun — haben wir jetzt nicht zwei Justizminister? —

Wir haben so viele Vereine in Berlin, aber keine Vereinigung — sagte Jemand.

Ein Obrist von Adel führte einen Officier in der Conduitenliste als fähig auf, schrieb aber nach seiner Orthographie: feig.

Die Berlinerin liebt; die Wienerin verliebt sich; jene spielt die Gelehrte, diese will lernen; jene ist affektirt, diese natürlich.

Der Wiener Pöbel ist gottesfürchtig, bigott und fastet, wenn er soll; der Berliner Pöbel fürchtet weder Gott noch Teufel, ist atheistisch, und fastet, wenn er muß, d. h. wenn er nichts zu essen hat.

„Seit Henriette Sontag im Haag ist, sind Begeisterung und Muth zu den bestürzten Holländern zurückgekehrt. Chassé hat Antwerpen bombardirt, und van Speyk sich in die Luft gesprengt.“ Also geberdet sich der Berliner Journalwitz (im Freimüthigen).

XXXIII.

Lange Zeit waren die Freunde der Freiheit in geringer Anzahl in Deutschland. Man betrachtete sie ungefähr wie die Liebhaber von Schmetterlingen oder Muscheln. Aber die Freiheit geht jedermann an. Das System der Freiheit ist nichts anders, als Sicherung der Gerechtigkeitspflege für Klein und Groß, und Gerechtigkeit ist Gottes Sache.

F. Baltisch.

Der Staatsrath ist hier längere Zeit hindurch versammelt gewesen. Diese höchste, berathende Behörde Preußens wird gebildet aus den Prinzen des Königlichen Hauses nach erreichter Volljährigkeit, aus den höchsten Civil- wie Militairbeamten des Staats, Ministern, kommandirenden Generalen, Oberpräsidenten und solchen höhern Staatsdienern, welchen das besondere Vertrauen des Königs Sitz und Stimme in dieser Versammlung verliehen hat.

Also Prinzen, Militair- und Civilbeamte bilden den hohen Rath Preußens, welche, aus allen Provinzen des Landes zusammenberufen, in geheimsten Sitzungen berathen des Volkes Wohl und Wehe; und deßhalb ist es auch jetzt tiefstes Geheimniß für das Volk, was beredet, berathen und beschlossen worden.

Gerüchte flüstern: es sey über eine Constitution für Preußen die Rede gewesen, veranlaßt durch die in dieser Beziehung auf dem vorigjährigen westphälischen Provinzial-Landtage gepflogenen Verhandlungen. Wie und was man geredet — das wissen die unsterblichen Götter. Keins von allen Berliner Blättern hat etwas darüber — ja selbst über den Staatsrath verlauten lassen. Selbst das Wort Staatsrath ist in keinem von allen nur gedruckt worden. Sogar der Freimüthige, von dem in einer Berliner Correspondenz in der Allgemeinen Augsburger Zeitung gesagt wurde: er zeichne sich unter den hiesigen Blättern fortwährend

seines Namens würdig, (hört) hat freimüthig geschwiegen.

Ueber eine Constitution für Preußen soll also die Rede gewesen seyn. Ob Viele die Zeitgemäßheit und Nothwendigkeit einer solchen geläugnet oder behauptet haben? — Ich weiß es nicht. Diejenigen, welche die Zeitgemäßheit und Nothwendigkeit einer Constitution läugnen, bis endlich das Volk auf den Straßen laut wird — sagt Baltisch — gleichen einer Schwangeren, welche hartnäckig läugnet, bis das Kind sich in die Welt drängt.

Die Geburtswehen sind — dünkt mich — in Deutschland schon eingetreten; Viele halten sie zwar für falsche Wehen; aber was kann man nicht Alles für falsch halten. Wir werden's sehen. Neugierig bin ich, ob's eine elende Frühgeburt, oder ein kräftiger ausgewachsener, gesunder Bube werden wird zur Freude des Landes, oder ob es wirklich nur bei den Wehen bleibt. Die Soldaten des

Pabstes tragen auf ihren Mützen und Patrontaschen das Wort: Pax (Frieden) als Wappen, so tragen auch — dieses Friedenswappen auf Stirn und Hintern — von vorn und hinten — bezeichnet und ertheilt das Privilegium zu zielen und zu feuern auf die Brust des Feindes und auf das Herz des römischen Unterthanen. Und wider diese Wunden, welche der Soldat dem Bürger schlagen darf, ist selbst das Binellische Wasser, das die Verblutungen bei Verletzung der größten Pulsadern stillt, ein eitles, fruchtloses Mittel; denn das Herz des Volkes verblutet. Und wie viele Privilegien und Privilegirte gibt's im lieben Deutschland, die als Wölfe n Schaafpelze umherwandeln. — Wenn ich nur noch zwei Stunden zu leben habe — sagt Seume — will ich noch mit meinem letzten Athemzuge rufen: Wollt ihr euch retten, so rottet die Privilegien aus.

Die Rede waffnet sich allüberall wider Privilegien, Gewaltthat, Unterdrückung und

Einzwängung, und das Wort wird kräftige That. Man bedenke: das kleine Herzogthum Meiningen zählt zwölf Zeitblätter. Alle sind Herolde und Wächter der Freiheit, deren Morgen anbricht mit Sonnenglanz über Deutschlands Gauen. Noch kämpfen die Geister der Morgennebel mit den Helden. Während der König von Belgien die Stiftung eines Verdienstordens, der „Orden der Unabhängigkeit" heißen soll, projektirt, erbaut man in Warschau eine Citadelle, welche nach jenem Kaiser genannt werden soll, der den Polen eine Constitution verlieh, — Alexander. Während man in Hannover am 18. Juni, dem Jahrestage der großen Schlacht, das Denkmal des Sieges bei Waterloo enthüllte, hielt man hier in Berlin ein Pferderennen. Die preußischen Pferdehelden und Heldenpferde, die vierbeinigen muthigen Renner Achille kämpften im Schweiße ihres Angesichtes auf der Rennwahlstatt mit ihren Füßen um den Preis, wie jüngst die Novellen-Ritter nach dem Gubitz'schen Medaillenver-

sprechen und vorlängst die Glossenreiter nach dem verheißenen Schnellpost-Silberbecher. Während K. v. Reinhard, der Kärner Bürger's, abermals einen Haufen Bürger'schen Schriften zusammengefahren, und unter dem Titel: Aesthetische Schriften herausgegeben, hat W. Alexis seinen Feind Börne liebgewonnen, und gibt aus dem achten Theile der Börne'schen Schriften Lesefrüchte zum Besten.

Was die Noth *nicht Alles* vermag! Sie bricht Eisen, und Manuscriptmangel, woran ein Journalredakteur leidet, versöhnt — Feinde. W. Alexis verdient einen deutschen Pfalzgrafen-Lorbeer auf's Haupt, wenn er heimkehrt von seiner Wiener Reise. Seine Briefe aus Wien kommen als Vorläufer von Zeit zu Zeit hier an, und steigen im Gasthof zum Freimüthigen ab. Das sind Briefe, wahre Briefgoliathe, wogegen die Briefe aus Paris von Raumer und Börne winzige Davidchen sind.

War mal ein Riese Goliath
Der hatte — —
Doch nur ein klein Gehirn

sang Asmus vor einem halben Jahrhundert. —

XXXIV.

Nun vervollkommnet sich das Theater zum Tollhause, und die Raserei krönt der Selbstmord. Nun gattet sich im Dialog des Trauerspiels Pöbelsprache mit Odenton, und auf derselben Zunge umarmen sich Schwänke des Biergastes und der Gesang des Seraphs, wie Taschenspieler aus demselben Fasse Wein und Wasser zapfen. Der Speichel der Dichtkunst löset der unberedten Leidenschaft die Zunge, und die poetische Feder impft dem stummen Schmerz rhetorischen Auswuchs ein. Den griechischen Kothurn verdrängt der Pferdefuß des Teufels, den man den Füßen des Bösewichts anschnallt, oder der Flügel des Engels, der auf heiligen Rücken wächst. Der tragische Mord schreit um die Gerechtigkeit der Melpomene, deren Arsenal ein einziger Abend erschöpft, und das Schwert der Auflösung des Knotens mäht das Leben derer hinweg, die fünf Akte alt wurden.

Jean Paul.

Von den Theatern Berlin's zu schweigen in Briefen aus Berlin wäre ein Majestätsverbrechen, begangen an der Majestät des Berliner haupt- und residenzstädtischen Volks,

welches mindestens Verbannung aus der Stadt nach sich zöge. Und ich bliebe doch noch gern einige Zeit hier. —

Das Theater ist die heiligste Angelegenheit des Berliner Publikums, der einzige Gegenstand, worüber das ganze Volk Berlins ohne Repräsentativ-Verfassung und freie Presse frei denkt, spricht und schreibt, je nachdem ihm Hirn, Zunge und Feder gewachsen. Es ist das gewaltige Triebrad der großen Conversations-Walkmühle Berlin's, der einzige Mittelpunkt des Berliner öffentlichen Lebens. Der General-Intendant der Schauspiele ist nach dem Könige der erste Mann in Berlin, und um Schauspieler und Sängerinnen kümmert man sich mehr als um Minister und Küster.

Und was wäre Berlin ohne Theater? Dasselbe, was eine Börse ohne Geld. Es ist das große Steckenpferd, worauf das große Berlin kindisch reitet. Ungeheure Summen werden Jahr aus, Jahr ein vergeudet, um dieses große Schaukelpferd in Bewegung zu

halten. Mit den Kosten der Aufführung einer neuen ephemeren Oper könnte man eine Kirche bauen für Jahrtausende. Kostete doch die Aufführung der Spontinischen Oper Olympia 28,000 Thaler. Die Besoldungen der Bühnenkünstler Berlin's ist beispiellos: die Gage des Generalmusik-Direktors steht dem Gehalte eines Oberpräsidenten gleich; Schauspieler und Sängerinnen rangiren im Diensteinkommen auf den Präsidenten von Landeskollegien u. s. w.

Das Theater nimmt hier alle Köpfe, alle Zungen ein. Man kümmert sich nicht um volksvertretende Stände, sondern nur um den Stand der Königlichen Bühne, nicht um das Sinken der Volkswohlfahrt, sondern nur um das Sinken des Königsstädter Theaters, nicht um den Gang der Staatsangelegenheiten, sondern um den bevorstehenden Abgang des Spitzeder'schen Ehepaars von der Königsstädter Bühne, welches mit einer Gage von 7000 Rlr. sich nicht begnügen will. Gute Tänzerinnen gelten mehr als gute Minister. Die Wiener

Tänzerin Elsler lebt unauslöschlich in dem Gedächtnisse Berlins, während man der Ernennung des neuen bürgerlichen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten kaum noch nach 8 Tagen gedachte, und der Name Sontag versetzt noch das große kalte Herz Berlins in hochklopfende Bewegung:

Alle seine Pulse schlagen,
Und das Herz pocht ungestüm.

Die Vapeurs einer Schauspielerin erfüllen die ganze Stadt mit Schrecken; der Husten eines Sängers ist ein Unglück, das die ganze Stadt niederbeugt; die glückliche Entbindung einer Bühnengöttin ein Ereigniß, darob ganz Berlin jubelt, als sey es selbst in die Wochen gekommen; und der Tag, an welchem ein Mime nach langer Abwesenheit oder Krankheit zum erstenmal wieder die Bretter betritt, ein Fest-, Ehr- und Jubeltag.

Wo man spricht, wird nur vom Theater gesprochen; was man hört, was man liest — es betrifft nur das Theater; und den hiesigen

Journalen und Blättern ist das Theater der Haupt- und Leibartikel; es ist der Leithammel der Berliner theetrinkenden Schaafe, der Stehely besuchender Böcke — kurz, der ganzen zweibeinigen Heerde Berlin's. Erst seit den Pariser Julitagen und der Polen'schen Insurrektion schimmert die Politik in den Berliner Gesprächen etwas durch. Und darauf that man sich gewaltig breit; und die haupt- und residenzstädtischen Journalisten und Correspondenzler posaunten allüberall in tausendfachen Echo's mit vollen Backen und in die Seiten gesetzten Armen: daß man in Berlin jetzt auch politisire. —

Und was leisten die Theater Berlin's der dramatischen Kunst? Das laß mich dir sagen; es bedarf dazu nur der beiden Worte gar wenig, sowohl die Königliche Bühne, gleichsam die officiellen Bretter der preußischen Melpomene und Thalia als das Königsstädter Theater, das s. g. Berliner Volkstheater ohne Volk. Die Opernchulera grassirt ärger als die asiati-

sche Brechruhr. Opern und nichts als Opern. Die Opernsucht ist die verderbliche Krankheit, woran das Berliner Theater schon seit Jahren darniederliegt und siecht. Und die Musik ist die unschuldige Ursache des Drängens zur Theaterthür, wenn der Theaterzettel eine Oper ankündigt.

Nicht der Componist, sondern der Dekorationsmaler, der Garderobenschneider, der Feuerwerker sind die Trommelschläger, welche den Generalmarsch zur allgemeinen Versammlung im Theater schlagen. Der Vesuv, der in der Stummen von Portici Feuer speit, der Harem Harun al Raschids, und die Geister- und Feenalfanzereien im Oberon, die Elephanten, die in der Olympia oder Cortez nach dem Takte der Ambosmusik stampfen, sind die Lockvögel, welche die Menge, gleich Krametsvögeln in's Theatergarn locken.

Ein Lustspielchen aus, oder nach dem Französischen, ein Spektakelstück mit Pferden, ein Melodrama, eine s. g. Lokalposse, füllen

nebenbei zu Zeiten das Haus; aber ächt dramatische Produktionen, besonders von bewährtem, alten, klassischen Schroot und Korn, scheuchen die Menge aus den Schauspielhäusern, und die Schauspieler spielen vor leeren, magerbesetzten Bänken.

Das ist alles, was die Königliche Bühne mit einem aktiven Personalbestand vor mehreren hundert, das ist es, was das Königsstädter Theater mit 200 Individuen vermögen, zugleich mit einem Kostenaufwande von mehreren Hunderttausenden, wofür ganze Länder und Provinzen verwaltet werden könnten.

Doch genug — schon zu viel von dieser Misere!

XXXV.

Der Hymnus: ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt, ging bei Goethe durch und durch, und machte so zu sagen ein Stück seiner Lebensbetrachtung aus.

Falk's Goethe im näheren persönlichen Umgange.

Und abermals von Goethe? wirst du fragen. Quousque tandem abutere patientia nostra? Aber Gelegenheit macht Diebe. Falk's nachgelassene Schrift, aus der das obenstehende Motto entlehnt ist, gibt sie mir. Das Manuscript dieses Buches harrte auf Goethe's Tod, um zum Leben zu erwachen; während die Lebensfackel Goethe's erlosch, zündete sie das Lebensflämmchen dieses Buches an.

Wir kennen Goethe in seinen Schriften, den gedruckten Goethe; Goethe in seinem Leben, den lebenden Goethe in Weimar will uns dieses Buch zeigen und kennen lernen.

„Religion und Politik sind ein trübes Element; ich habe sie mir immer, so weit als möglich, vom Leibe gehalten.“ Diese Aeußerung Goethe's, welche das Falk'sche Buch aufbewahrt, charakterisirt ihn zur Genüge. Nur für eine Parthei pflegte er sich unter diesen Umständen zu erklären, nämlich diejenige, in deren Gefolge eine, wenn auch nur muthmaßliche Ruhe zu hoffen war, gleichviel alsdann, auf welchem Wege sie gefunden wurde. Er sprach lieber — sagt Falk — von einer Novelle des Boccacio als von Gegenständen, worauf das Gesammtwohl Europa's beruhte. Nur die Natur, das Reich der Erfahrungen beschäftigte ihn. Mit Untersuchungen über Zeit, Raum, Geist, Materie, Gott, Unsterblichkeit mochte er sich wenig befassen. Dagegen konnte ihn „die Pratze eines Seebären, der Zahn eines Löwen Tago, ja Wochen lang durch wiederholte Betrachtung selig machen.“ Beneidenswerthe Seligkeit! Seligkeit im Beschauen einer Seebärenpratze!

Ein anderes Kapitel, 21 Seiten stark, verhält sich über Goethe's Humor, in Beispielen dargestellt. Und welch ein Humor! Man höre!

„Ein andermal verglich er die Professoren und ihre mit Citaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufhöben u. s. w."

Und wahrlich — die übrigen aufgetischten Proben sind noch schlechter, und nicht besser stehts mit dem folgenden Kapitel: Goethe's Verhältnisse zu ausgezeichneten Zeitgenossen und seine Urtheile über sie, u. a. Lessing, Lenz, Klinger, H. v. Kleist, Einsiedel, Gleim, Herder, Wieland, Kotzebue u. s. w., so daß überhaupt durch dieses Buch Goethe in der Theilnahme und dem Urtheile Aller gar nichts gewinnen, sondern nur noch mehr verlieren kann. Auch nicht in einer lob- und liebenswürdigen

Eigenschaft gibt er sich zu erkennen; er zeigt sich überall als der kalte, vornehme, epikuräische Goethe, und als seiner Thaten Motto zeigt sich kein anderes, als: Du sollst keine andern Götter haben neben mir.

Eins der neuesten, mir zu Gesicht gekommenen Hefte der hiesigen Blätter für wissenschaftliche Kritik liefert eine Recension aus Goethe's Feder; sie ist nach seinem Tode erschienen, und, wie alle Kritiken Goethe's, zahm und vornehm, *während viele* deutsche Recensenten in's Extrem gefallen, und bissig und gemein sind, mit Ausnahme derjenigen, welche fuchsschwänzeln und lobkäuen. Ueberhaupt liegt die Kritik in Deutschland gar sehr im Argen. Wir haben jüngst die Reformbill im brittischen Ober- und Unterhause verlesen hören, wir haben die Emancipation der irischen Katholiken erlebt. Nicht minder thut's bei uns Noth, im Ober- und Unterhause unseres Literaturstaates die Emancipation und Reform der deutschen Kritik auszusprechen.

„In unsern löschpapiernen Literaturzeitungen — sagt Heine irgendwo — wird jeder Dummkopf von seines Gleichen gerichtet nach den Grundsätzen eines literarischen Criminalrechts, das der Abschreckungstheorie huldigt, und als ein Verbrechen jedes Buch betrachtet. Zeigt der Verfasser desselben etwas Geist, so ist das Verbrechen qualificirt; kann er aber sein Geistesalibi beweisen, so wird die Strafe gemildert.“

Also ist wahrlich der Zustand der heutigen Kritik im lieben Vaterlande. Ja — so ist's und war's am grünen Holze; wie soll es am dürren besser seyn? Im Goethe-Schiller'schen vierbändigen Briefwechsel, dieser Fundgrube gelehrter, schriftstellerischer Gemeinheit, finden sich in dieser Beziehung köstliche Belege:

„In Ansehung der Recensionen der Horen in der Jenaer Literaturzeitung — heißt es dort (Band I. S. 80) wirklich — ist nunmehr arrangirt, daß alle drei Monate eine ausführliche Recension darin gemacht wird.

Das erste Stück wird gleich in der ersten Woche des Januar weitläufig angezeigt. Cotta (der Verleger der Zeitschrift Horen) wird die Kosten der Recensionen tragen, und die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät seyn. Wir können also so weitläufig seyn, wie wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß.

Deutschland, „*dem doch alles vorgemacht werden muß*," dein Schiller und dein Goethe waren kein Haar besser, als Eichstädt und Theodor Hell, nicht besser, als so viele schriftstellernde Lumpen und literarische Bengel und Gassenbuben, von denen es in Deutschland wimmelt, wie von Milben in einem faulen Käse.

Auch die literarische Themis richtet ohne Augen mit den Schreibhänden, und die Welt schätzt das Gewicht des Kunstrichters bloß nach der Schwere seiner Vorderpfote, wie das Ge-

wicht des Ochsen — sagt Jean Paul in seinem Erstlingsprodukte, den grönländischen Prozessen. Glücklicherweise aber ist in unsern Tagen die Morgenröthe, welche einen sonnigen, schönen Tag der deutschen Kritik verkündet, in Süddeutschland aufgegangen. Bedarf es mehr, als den Namen zu nennen:

Wolfgang Menzel.

In der Folge mehr über ihn. —

Die neueste Probe unserer deutschen Schooßhundkritik habe ich in der Abendzeitung gefunden. Es ist eine wahre Bologneserhündchen-Recension. Ein dienender Geist des Redakteurs dieses erbärmlichen Blattes lobhudelt darin das von seinem Herrn herausgegebene dramatische Vergißmeinnicht, und wedelt also mit seinem Recensentenschwänzlein:

„Dieses neunte Bändchen dramatischer, aus dem Auslande in unser geliebtes Vaterland versetzten Dichtungen spricht uns schon deßhalb mit Glück um die Erfüllung des im

Titel enthaltenen Wunsches an, weil die Zahl neun in den Werken der Poesie von Horaz her eine heilige Zahl ist, und wir uns von dem Inhalt eines zum neuntenmale erscheinenden Werkes nur Gutes versprechen können. Wir fühlen uns aber auch genöthigt (welche Noth!) die im Titel des Buches ausgesprochene Bitte zu erfüllen, weil wir von der Güte und Empfehlungswürdigkeit des Inhalts schon längst durch den Augenschein überzeugt sind. Wer darum einen *Freund besitzt* u. s. w., der übersende ihm dieses Vergißmeinnicht."

Kauft Schwefelhölzer, kauft! — Pfui — wie das stinkt, wie das bettelt! Ist's möglich, daß ein Redakteur solchen Bettelbrief für sich und seinen Beutel in sein *Blatt* aufnehmen kann? — Es gibt eine göttliche Grobheit, die zusagt, aber Unverschämtheit ekelt an. — Wie der s. g. Recensent übrigens den Horaz interpretirt, ist merkwürdig. Nonum prematur in annum — singt der Römer; d. h. bis

in's neunte Jahr hebe der Dichter seine Gedichte auf, und erst dann edire er sie. Th. Hell läßt seine Produkte nicht neun Tage liegen; naß kommen sie zur Presse.

XXXVI.

Unsere Almanache und Taschenbücher sind die Krametsvögel und Drosseln der Literatur, die papiernen Zugvögel des Herbstes.

Die literarischen Herbstvögel sind schon im Anzuge begriffen. Die Minerva ist bereits angekommen. *Aus Furcht* vor Pulverdampf und Kanonendonner war sie im vorigen Herbste ganz unsichtbar geblieben. Jetzt ist sie schon in der Mitte des Sommers da. Wenn sie nur nicht zu früh gekommen. Oder sollte sie eine Friedenstaube seyn? —

Mehrere Taschenbücher, selbst bewährte und vielgelesene Almanache, hielt die Besorgniß der Verleger im vorigen Jahre zurück. Auch das Clauren'sche Vergißmeinnicht, einst der Magnet aller Damen, blieb aus. Dagegen wagten sich mehrere neue nichts destoweniger

muthig und kühn heraus. Eins der flügge gewordenen führte den Namen: Lies mich. Das will ich recensiren — ein gewaltiger Recensent in neuer Manier, die Recension — ein Mährchen.

Es war einmal — so beginnen nach E. T. A. Hoffmann — die besten Mährchen-Erzähler, als da sind Ammen und alte Weiber. Doch ein Recensent liebt weder Ammen- noch Altweibermanier, und beginnt in eigener Weise also: Ein guter Titel ist die beste Empfehlung, das beste Vorwort eines Buches, oft das halbe Buch selbst. Wie ein schöner Name eines Mädchens ihre Schönheit gleichsam bevorwortet, so ist's auch mit Titel und Buch. Aber wie oft hinter dem schönsten Namen eine alte Ursel, eine keifende Xantippe sich birgt, so ist's wiederum auch bei Buch und Titel.

„Lies mich!" Also ist der Name des neuen Almanachskindleins. Wie lieblich lispelt der Name uns entgegen! Wie ein niedliches Vöglein auf dem Aste zwitschert, wie ein heimliches

Heimchen zirpt, wie ein naives Mädchen spricht, wie eine lockende Undine singt es uns zu: Lies mich, lieber Leser! Aber dahinter raunt des Verlegers, des alten Fülleborns, Stimme: Kaufe mich!

Die kleine Sirene hat mich verwebt; ich bin dem Ruf der glockenhellen Sopranstimme gefolgt, welche den tiefen Baß des im Schilfe lauernden Genius übertönte. Und siehe — das Büchlein habe ich in Händen; mein Geld läßt der Verleger *in seinem* Beutel klingen, und lacht in's Fäustchen.

Und was bringt die kleine Fee? Sie erzählt vom Günstling des Mondes, „vom Zögling des Paradieses"; das klingt so mondsüchtig, so paradiesisch. Nebenbei bringt sie ein „Memento mori" und phantasirt ein Mährchen „vom kranken Mai." Sie läßt „Jedem das Seine" in einem kleinen Lustspiele, und singt eine Menge Lieder und Gedichte, manche frei und aus voller Brust; aber manche klingen auch

tonlos und schüchtern und in mittelmäßigen Weisen.

Das ist das Recensentenmährchen vom Almanachskindlein: Lies mich!

Ueber das Erscheinen dieses neuen Almanachs gerieth das alte Taschenbuch Vergißmeinnicht von Clauren, das bange und bebend nicht erschien, gar sehr in Verwunderung und Staunen, wodurch folgender Briefwechsel herbeigeführt ward:

Schreiben des nicht erschienenen Taschenbuchs Vergißmeinnicht an den neu erschienenen Almanach: Lies mich!

Leipzig am 1. Januar.

Neugeborenes Brüderlein im Apoll!

Mit Erstaunen ersah ich aus dem literarischen Kirchenbuche Deutschlands, dem Meßkatalog, deine Geburt und Aufnahme in die große deutsche Almanachsgemeinde. Noch klingt dein Name: Lies mich, in meinen Ohren. Fürwahr — dein Muth erregt meine Verwunde-

rung! Wie die Göttin Minerva aus dem dicken Kopfe Jupiters mit Wehr und Waffen emporsprang, so trittst du mit kühnem Schritte aus der Presse hervor ritterlichen Sinnes, während ich zitternd und zagend ob der künftigen Dinge, so da kommen, ruhig daheim bleibe und den Laden hüte, geschützt von meinem Löwen, meinem Herrn und Verleger Leo bis zu bessern Zeiten.

Wie konntest du's wagen, geboren zu werden in dieser Schreckenszeit, in welcher ich mich zum Tode vorbereite, *und bete tagtäglich* um Abwendung der Gefahr? Trotz meines Namens Vergißmeinnicht glaubte ich vergessen zu werden, und du, kühner Bube, sprichst: Lies mich, und pfeifst mit dieser Lockpfeife Leser herbei. — Du kleiner Galgenstrick! Glaubst du, der Buchhändlerhimmel hange voll Geigen? Voll Stricke hängt er, und bietet sie dem armen Verleger dar, wie der Sultan seinem Pascha, sich mit pomadiger Seelenruhe daran aufzuknüpfen. Fremd sind dir die schwere Noth der *Zeit* und die Noth der schweren Zeit. Möge dein Ge-

burtsjahr nicht auch dein Todesjahr werden!
Dein Bruder

Das Clauren'sche Vergißmeinnicht.

Antwort des Almanachs: Lies mich.

Geehrtester Herr und Bruder!

Viel Glück und mehr Courage zum neuen Jahre! Ew. Wohledelgeboren wundern sich über meine Geburt, die doch kein Wunder ist. Kommen doch alljährlich neue Kinder der Zeit, Taschenbücher genannt, wenn auch nicht durch den Kaiserschnitt, sondern mit Goldschnitt an's Licht der Welt. Und so erscheine ich Taschenbuch auch zum erstenmal in unserer Taschenbuchszeit, der Feindin von Folianten und Quartanten, mithin meines Dafürhaltens ganz zur rechten Zeit.

Daß Ew. Wohledelgeboren in der Bücherkapelle ihres Herrn und Verlegers reumüthig Buße thun wollen das ganze Jahr hindurch, ist ganz recht, da Ihnen — wie man mir gesagt — von Jemanden, der die Memoiren

des Teufels herausgegeben, der Text vorlängst recht tüchtig gelesen worden. Dergleichen löbliche Bußübungen führen zur Besserung, und die Almanachsleser freuen sich über Ew. Wohledelgeboren eben so sehr, wie die Engel im Himmel über einen reumüthigen Sünder. Ich verbleibe mit aller Hochachtung u. s. w.

Das Taschenbuch: Lies mich.

XXXVII.

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen.
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reisen wählen.

Claudius.

Was doch nicht Alles Mode wird! Selbst das Reisen ist Mode geworden. Es ist die vorherrschende Mode unserer Zeit, wie das Briefschreiben, welcher Mode auch ich huldige, und gerade durch diese Briefe aus Berlin Opfer bringe. Viele reisen nicht der Mode wegen, sondern aus geheimen Ursachen wie bekannter Zwecke willen, als da sind: Jesuiten und Missionare, Generalkonsule und Spione. Einige reisen geheim, ihre Reise ist und bleibt Geheimniß; andere, als Schauspielerinnen und Mäusefallenhändler; Sänger und Musterreiter reisen öffentlich, und ihre Wander-

märsche und Extraposttouren sind Moreto'sche öffentliche Geheimnisse, wenn auch nicht immer Lustspiele, wie jenes des genannten spanischen Poeten. Andere publiciren absichtlich ihre Reisetagebücher wie u. a. ich und jener preußische Reisende, der — wie er selbst unumwunden sich jüngst äußerte in einer hiesigen Zeitung — die Rheinlande durchwanderte, „die politische Stimmung daselbst zu erforschen.

Ist gleich dieser Berliner politische Stimmungsschnüffler — unter vier Augen gesprochen — ein gewaltiger Schaafskopf, so ist es dennoch nicht ohne Interesse, seine Extrakte aus sich selbst — wie der geistreiche Dr. Lenksloß seine Einfälle nannte, etwas zu prüfen. Neu sind sie wenigstens; denn es sind — wie gesagt — Schaafskopfsideen.

Freund Schaafskopf hat ganz preußisch-patriotisch vorzugsweise sein Augenmerk auf die preußischen Rheinlande gerichtet, und namentlich um die Ufer der Mosel herumgeschwänzelt.

Und da hat er erforscht und herausgebracht, „nachdem er die Institutionen des Landes und deren Beziehung auf die Gemüther studirt hat“, daß eine gute Weinlese der einzige Wunsch, das Alles der Bewohner ist. Die Erinnerungen aus der französischen Zeit hat unser studirende Reisende an der Mosel nicht „schmeichelnd“ gefunden, da der Franzose den deutschen weißen Wein, der ihm kalt und sauer dünkt, verschmäht. Die preußischen Beamten und Militärpersonen lieben ihn. Gut Essen und Trinken liebt der Trierer, und ein gefüllter Keller und Boden ist ihm lieber, als das beste Gesetz über Preß- und Gedankenfreiheit. Wie Viele unter Hundert, unter Tausend, unter einer Million Menschen verstehen, was Freiheit ist! ruft unser Weiser aus. Ich kann nicht anders, als darauf antworten: Freilich gar Wenige, wenn sie solche Schaafsköpfe sind, wie du. Es lebe also eine Flasche Moselwein! Nieder mit der Freiheit!

Soldaten und Geld — fährt er fort — das war die ganze französische Gesetzgebung (?). Der Begriff von Vaterland hat unter der preußischen Regierung Wurzel gefaßt, und entwickelt sich zusehends; er schließt sich an das Gefühl: regiert zu seyn.

Also deklamirt der „nicht preußische" Rhein- und Moselreisende und anonyme Stimmungsschnüffler.

Da lob' *ich mir doch* den süddeutschen, nicht anonymen Wanderer nach Oesterreich — Wolfgang Menzel, der uns eben mit der Schilderung seiner Wanderfahrt beschenkt. Es ist ein Schatz voll anmuthiger Bilder, geregelter Ideen, tiefer Ansichten, freundlicher Lichtblicke, wodurch sich das Büchlein vor der großen Zahl der Reisebeschreibungen auszeichnet.

Als ganz vorzüglich verdienen einer genauen Beachtung die darin enthaltenen Bemerkungen über die deutschen Universitäten, Naturphilosophie, Deutschland, Prolitairs und

S. Simonisten. Menzel ist — doch das spar ich am zweckmäßigsten auf. Die Charakteristik eines so reichen, vielseitigen Geistes wie Menzel, nimmt einen ganzen Brief in Anspruch, der nächstens folgt.

Als Proscript bemerke ich dir noch als hiesige Novität von Wichtigkeit nachstehende:

Der dritte bürgerliche Minister ist ernannt — **Ancillon**, der an des Grafen von Bernstorf Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten getreten ist. Als ich die Nachricht vernahm, fiel mir gleich seine Schrift: **Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen** ein. Das wäre der rechte Mann, der das verstände. Möge es ihm gelingen in unserer Zeit der Extreme. Morgen werde ich Ancillon's Schrift auf's neue zu lesen beginnen, um mir aus der Theorie des Schriftstellers Ancillon die Praxis des Ministers Ancillon zum voraus zu abstrahiren. Nächstens mehr. Adieu!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druckfehler im ersten Theile:

S. 7 Z. 7 lies statt neuerrichteten — neuerwählten.
— 15 — 17 = = f. literarischt — wissenschaftliche.
— 20 — 10 = = Horig I. — Herig I.
— 22 — 8 = = Rendant — Pendant.
— 67 — 1 = = über — unter.
— 72 — 21 = = einzig — winzig.
— 101 — 15 = = puderthal — puderthau.
— 125 — 1 = = ist die ausgelassene Rubrik: **Namenlos** einzuschalten.
— 113 — 10 = = Vorstand — Verstand.

Im zweiten Theile.

S. 41 Z. 11 *ist zwischen als und 933000 das Wort* **früher** einzuschalten.
— 78 — 5 lies statt gepuderten — gepuderter.
— 79 — 7 = = Purpurthau — Puderthau.
— 79 — 17 = = christlicher — fürstlicher
— 82 — 20 = = Nie — Sie.
— 81 — 2 = = Aristokratie — Aristokratin.
— 103 — 11 = = Deutschland — Rußland.
— 123 — 20 = = dem Schatten — den Schatten.
— 125 — 17 = = ausgeschliffenen — ausgeschlissenen.

In derselben Buchhandlung ist so eben erschienen:

Was wir sind und wollen. Rede an die Gebildeten deutscher Nationen. gr. 16° geh. 6 gr. od. 24 kr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Steinmann, Friedrich Arnold,

Briefe aus Berlin geschrieben im Jahr 1832

Bd.: 2

Hanau 1832

Eur. 117 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10404999-7